Hesekiel

Lilienbanner und Tricolore.

Kleine Geschichten aus Frankreich

von

George Hesekiel.

Zweite Auflage.

Berlin, 1862.
Verlag von I. Schlesier.
Mohrenstraße 63.

Inhalt.

I.	Kleine Füße. Eine Rococogeschichte	1
II.	Ein Ritter der Vendée. Novelle	23
III.	Ein unbekannter Leichnam. Novellette	37
IV.	Die Wiege der Chouannerie	49
V.	Der Templerhof zu Paris. Ein Bild	73
VI.	Die Prophezeiung des Cazotte. Historische Notiz	86
VII.	Westfranzösisches Skizzenbuch.	
	1. Der St. Heinrichstag und Quibéron	107
	2. Nantes und Carrier	115
	3. St. Florent	121
	4. Der Königsmüller von Les Aubiers	125
	5. Die Meermesse der Verdéer	131
	6. Das Mädchen und der Gelehrte von Larochelle	138
	7. Der Poitou und drei kleine Städte	144
	8. Schloß Durbeillière	150
	9. Chambord und die Sologne	156
	10. Die Hugenotten	164
	11. Oberst Pothrot und seine Cousine	168
	12. Erinnerung an Cathélineau	175
	13. Carrier und die Noyaden	182
	14. Boishardy und Marceau	189
	15. Der Terrorismus und das „Réveil du peuple“	194

I.

Kleine Füsse.

Eine Rococogeschichte.

An der Ecke der Straße Arbre=Sec zu Paris stand in Mitte des vorigen Jahrhunderts bis zu den blutigen Tagen der Revolution eine sehr zierliche Bude, in welcher Blumen und Früchte verkauft wurden.

Diese Bude hatte stets den stärksten Zuspruch, denn welches Pariser Kind liebt nicht Blumen, zumal wenn eine hübsche Frau die Verkäuferin macht und bei dem anmuthigen Geschäft von einer noch hübschern Tochter unterstützt wird?

Die Bude in der Straße Arbre=Sec war zu jeder Tageszeit fast stark besucht, nur in den ersten Stunden des Nachmittags waren die Blumenverkäuferinnen selten beschäftigt und hatten Muße sich auszuruhen. Um diese Zeit waren die Herren befriedigt, die ihren

Schönen einen Strauß mit dem Morgengruß zu bringen oder zu senden pflegten; dann hatten auch die alten Herren ihre Rose oder ihre Nelke, die sie selbstgefällig im Knopfloch trugen, sich und Andern erzählend, daß die Blume eine Gabe von schöner Hand. Sie logen nicht, die alten Knaben, denn keine Herzogin konnte eine so zarte, weiße kleine Hand haben, wie Lisette, die Tochter der hübschen Blumenverkäuferin. Zwar hatten sie die angebliche Liebesgabe baar bezahlt, aber doch nur mit einigen Liards, mochten oft schlechtere Blumen bei andern Damen theurer bezahlt und eben auch nicht mehr Liebe damit gewonnen haben! Am Abend war der Hauptverkauf der Bude, denn am Abend kamen all die jungen Herren und die jungen Alten, die ihre Schönen ins Theater oder nach den Boulevards, oder nach den Gärten der Tuilerien und des Palais=Royal spazieren führten, sich und ihre Damen zu schmücken mit Blumen. Das war damals Sitte in der guten Stadt Paris, und wer einmal zu den Kunden der Frau Duphot und ihrer Tochter Lisette gehörte, der kam wieder, mochte er auch einen kleineren oder größeren Umweg nach der Ecke der Straße Arbre=Sec zu machen haben.

Es war an einem heißen Sommernachmittage; Lisette hatte sich einen leichten Stuhl in den von zwei

Bäumen beschatteten und durch ein zierliches Geländer von der Straße abgeschlossenen Raum vor der Bude gestellt, dort saß sie unter Blumenstauden, die in bunten Töpfen blühten, und ruhete sich, damit sie die kaufenden Abendgäste danach um so munterer bedienen möge. Die Sonnenwärme und der Blumenduft schläferten das hübsche Kind ein: Lisette lehnte sich zurück und legte einen ihrer kleinen Füße, die mit allerliebsten grünen Pantöffelchen bekleidet waren, auf die unterste Stange des Geländers. Bald verriethen ihre tiefen Athemzüge, daß sie wirklich entschlummert war; sie lag zurückgebeugt so unter Blumen, daß sie von der Straße aus gar nicht zu sehen war; man sah von ihr nur den Saum ihres kurzen Röckchens von blauer Indienne, den weißen Strumpf bis zum Zwickel und den kleinen Fuß mit dem zierlichen grünen Pantöffelchen.

Da kam ein junger, artiger Herr des Weges, der war nach dem besten Geschmack gekleidet; er trug einen veilchenblauen Rock von Seide ohne Kragen, aber mit breiten Aermelaufschlägen, riesigen Taschenklappen und großen mit Gold besponnenen Knöpfen, dazu eine dunkelgelbe Weste mit Busenstreif, hellgelbe kurze Beinkleider und weißseidene Strümpfe. Die reichen Berlocques der Uhr, die goldenen, mit edlen

Steinen besetzten Schuh- und Knieschnallen, die feinen Spitzen am Busenstreif und den Handgelenken verriethen einen reichen Mann; das Gesicht, das etwas größer und bedeutender dadurch wurde, daß das leicht gepuderte Haar an Stirn und Schläfen zurückgestrichen und im Nacken zu einem starken Zopfe zusammengebunden war, zeigte sich jugendlich frisch, ohne eben schön zu sein, die dunkelbraunen Augen aber hatten einen leidenschaftlichen Ausdruck. Dieser junge Herr schlenderte langsam dahin, Hut und Stock in der Hand; er blickte überall beobachtend um sich, wie Einer zu blicken pflegt, der nichts Bestimmtes sucht, der aber irgend etwas finden will zu seiner Unterhaltung.

Armand von Rivarolles war ein junger Edelmann von etwa sechsundzwanzig Jahren; er war reich und hatte eins von jenen hübschen kleinen Aemtern, an denen das alte Frankreich so reich war, die zwar so viel wie nichts einbrachten und auch nicht viel Thätigkeit erforderten, aber doch eine Stellung und einen Titel für die Gesellschaft gaben. Armand von Rivarolles war Capitain-Lieutenant bei der Grande-Louveterie, dem Großwolfsjägermeisteramt von Frankreich. Als solcher beschäftigte er sich, da er selten zu irgend einer amtlichen Thätigkeit berufen war, hauptsächlich mit dem, was man damals in Frankreich Philosophie

nannte, daneben aber auch mit Poesie und Theater, ganz wie Beaumarchais, der sein College in der Grande-Louveterie war, nur nicht ganz mit demselben Erfolge.

Der grüne Pantoffel und der kleine Fuß der jungen Blumenverkäuferin fesselten sofort die Blicke des Wolfsjagdlieutenants, er stand mit frohem Erstaunen und wahrem Entzücken in den feinen Zügen still. Eine leuchtende Röthe zog über sein Antlitz.

Rivarolles liebte die Frauen wie alle Franzosen, aber er hatte noch keine Frau besonders geliebt; er war streng erzogen worden in der Provinz und hatte Grundsätze; mit unverderbten Sitten und frischen Sinnen war er ein Jahr zuvor nach Paris gekommen und hatte bisher die Frauen gemieden, weil er fühlte, daß er ihnen gegenüber schwach sein würde. Er war wirklich ein wenig Philosoph, der junge Herr! Je mehr ihn der Anblick einer schönen Person vom andern Geschlecht entzückte, desto eiliger war er bisher darauf bedacht gewesen, sich dem Anblicke ihrer Schönheit zu entziehen, um seine Freiheit zu bewahren. Von allen Reizen des Weibes war es aber ein kleiner zierlicher Fuß, der am mächtigsten auf ihn wirkte, der ihn sofort in Feuer und Flammen setzen konnte, der seiner Philosophie am gefährlichsten war. Leider ist Paris

von jeher vorzugsweise die Stadt der kleinen Füße gewesen! Uebrigens war dieser Geschmack bei Herrn von Rivarolles nicht das Ergebniß des Nachdenkens, sondern es war eine Art von Instinct, die sich schon sehr früh bei ihm gezeigt hatte. Er konnte keinen hübschen und wohlbekleideten Fuß ohne Bewegung sehen, selbst sonst durchaus nicht anmuthige Frauenzimmer erschienen ihm schön, wenn sie einen kleinen zierlichen Fuß hatten. Er machte oft ziemlich weite Umwege, weil sie ihn an Häusern vorüberführten, wo er hübsche Füße gesehen, und als er eines Tages bei einem Schuhmacher in der Straße Vieux=Augustins die reizenden kleinen Schuhe einer Marquise erblickt, da ließ er sich's ein gutes Stück Geld kosten, bis ihn der Schuhmacher, als seinen Gehülfen verkleidet, mit zu der Marquise nahm, wo er das Glück hatte, der Dame die Schuhe anprobiren zu dürfen. Diese kleinen Schuhe aber kaufte er dem Schuhmacher für schweres Geld ab und bewahrte sie als Andenken. Der junge Philosoph hatte in kurzer Zeit mehrere Andenken der Art gesammelt.

Demnach wird sich der Leser nicht mehr über das Entzücken wundern, in das Herr von Rivarolles gerieth, als er den Fuß der hübschen Lisette sah, der wirklich selbst in Paris von auffallender Zierlichkeit

war. Nachdem er eine Weile den Gegenstand seiner Bewunderung betrachtet, konnte er dem innern Drange nicht länger widerstehen, er schlich sich leise an das Geländer und nahm so sacht als möglich den kleinen grünen Pantoffel ab, der lose an der Spitze des Füßchens hing, dann trat er mit einem großen Schritt hinter den Pfeiler zurück und lauschte in dem Hausgange neben der Bude.

Lisette war doch bei der Berührung erwacht, noch im Halbschlaf suchte sie den Pantoffel mit der Fußspitze. Sie ermunterte sich, als sie ihn nicht fand; verwundert und erschreckt zugleich rief sie nach ihrer Mutter. Verdrießlich, ebenfalls im sanften Schlaf gestört, kam die hübsche Mutter der hübscheren Tochter; sie hörte die kurze Geschichte von dem gestohlenen Pantoffel, schalt indessen mehr auf die Bestohlene als auf den Dieb. Noch unwilliger als die Mutter war Herr Julian, der Gehülfe, über den gestohlenen Pantoffel: er vermuthete einen Nebenbuhler. Er war eifersüchtig und die arme Lisette mußte ihm viele gute Worte geben, bevor er sich wieder etwas beruhigte.

Herr von Rivarolles war Zeuge dieser kleinen Scene und lauschte mit großer Aufmerksamkeit; endlich schlich er sich davon mit seiner Beute, beschloß aber, niemals wieder zu der Bude an der Ecke der Straße

Arbre-Sec zurückzukehren; er fühlte, daß ihm Lisette gefährlich werden konnte, ihr Fuß war gar zu klein und niedlich, er aber wollte die Liebe der beiden jungen Leute nicht stören und Herrn Julian keine Veranlassung zur Eifersucht geben. Sie sind wirklich recht großmüthig, diese Herren Philosophen!

Den jungen Wolfsjagdlieutenant aber brachte seine Großmuth ins Verderben. Glücklich war er der Scylla an der Ecke der Straße Arbre-Sec entronnen, er verfiel dafür der Charybdis auf dem Boulevard du Temple.

Als Rivarolles, noch erhitzt von dem hastigen Lauf, in welchem er sich aus der Mitte der Stadt nach dem Boulevard begeben, dahinschritt und sich von dem sanften kühlen Luftzug, der vom Montmartre hereinstrich, die heiße Stirn kühlen ließ, bemerkte er in einem Vorgarten eine reizende junge Person. Der Herr Wolfsjagdlieutenant hatte noch nie ein so zartes Gesichtchen und eine so elegante Gestalt gesehen, welche letztere in der Robe à la lévite besonders anmuthig hervortrat. Was aber Rivarolles besonders entzückte, das waren die Füßchen der schönen Person, lächerlich kleine Füßchen!

Hier fühlte sich der Philosoph in ganz anderer Weise gefesselt als vorher bei der Blumenverkäuferin;

er hatte, wie gesagt, noch nicht geliebt; er vermochte es nicht, sich sofort Rechenschaft zu geben von seinen Gefühlen: er wußte nicht, daß es das Herz war, welches sich mit lautem Schlage meldete, daß nicht nur seine Sinne, sondern sein Herz noch viel mehr gefesselt war durch die junge Schönheit im Garten.

Der arme Mensch konnte hier nicht zu dem Entschlusse kommen zu flüchten, er gab sich verloren und betrachtete verstohlen das junge blühende Kind; ihm geradezu ins Gesicht zu sehen, dazu hatte er schon den Muth nicht mehr.

Die schöne Person machte einige Gänge durch den Garten, dann setzte sie sich auf einen Stuhl nahe am Gitter, nahm ein Buch und las aufmerksam. Einer der kleinen Füße stand dabei auf einem niedrigen Bänkchen, so daß ihn der lauschende Rivarolles genau betrachten konnte.

Es war wirklich ein entzückendes Füßchen, so klein, so fein geformt und dazu überaus elegant bekleidet. Der Schuh war von flohfarbener Seide mit Silberfäden gestickt, der Absatz mittelhoch und sehr geschickt so angebracht, daß er durchaus dem Fuß keinen Eintrag that. Rivarolles war außer sich; zehn, zwanzig Mal ging er vor dem Gitter vorüber, bald um das zarteste Gesichtchen, bald um die zierlichsten Hände,

zum öftern aber um diesen Fuß ohne Gleichen zu bewundern. Hatte die Schöne zuweilen ihre Stellung geändert, so daß die Robe den Fuß bedeckte, so kam's dem Verliebten vor, als ob ein Wolkenflor vor die Sonne gezogen sei.

Lange noch stand der junge Mann und blickte sehnsüchtig durch das Gitter, als die Schöne bereits den Garten verlassen und in das Haus zurückgekehrt war.

Seitdem hatte Herr von Rivarolles keine Ruhe mehr, er war weit häufiger auf dem Boulevard du Temple als sonst wo zu finden, obwohl er nicht immer das Glück hatte, die junge Schönheit dort zu sehen. Er blickte nicht mehr nach andern Füßen, er dachte nur an die Eine, die hübschere Füße hatte als die Andern alle; endlich, er begriff, daß er liebe, ach! und nicht blos die Füße .... Es versteht sich, daß er bald genug Nachforschungen anstellte, aber es nützte ihm wenig, daß er erfuhr, der Besitzer des Hauses und des Gartens heiße von Lagrange; er kannte Niemanden, der ihn bei diesem Herrn von Lagrange hätte einführen können. Dennoch ermüdete er nicht und nach beinahe vier Wochen ausdauernden Harrens hatte er die Freude, daß die junge Person ihn wieder zu erkennen schien, wenn sie ihn sah.

So war es: Victoire von Lagrange hatte die Aufmerksamkeit, die ihr Herr von Rivarolles zuwendete, bemerkt und ganz wohl aufgenommen, und Victoire fand auch ihrerseits den jungen Mann von gutem Aussehen. Offenherzig wie die Pariserinnen gegen ihre Mütter zu sein pflegen, vertraute sie der lieben Maman sehr bald, nicht ohne einen kleinen Stolz, der ihrer kaum siebenzehnjährigen Schönheit ganz allerliebst stand, daß ein eleganter Herr täglich mehrere Male am Garten vorübergehe und ihr große Aufmerksamkeit zuwende. Die kluge Mutter schien nicht eben viel Gewicht auf diese Mittheilung zu legen, ließ sich indessen doch den eleganten Herrn zeigen und denselben heimlich durch einen treuen Diener verfolgen. Auf diese Weise erfuhr sie bald genug Namen, Stand und Wohnung des Verliebten, nach und nach aber Alles, was sie sonst wissen wollte.

In solchen Nachforschungen sind die Pariser Mütter Meisterinnen.

Rivarolles indessen, der davon keine Ahnung hatte, fuhr fort, den Gegenstand seiner heißesten Wünsche zu sehen, und bald bemerkte Victoire zu ihrer ganz besonderen Verwunderung, daß der Herr seine Aufmerksamkeit fast mehr noch ihren Füßen als ihrem Gesicht zuwende.

Natürlich wurde die liebe Maman von dieser merkwürdigen Entdeckung in Kenntniß gesetzt, und Frau von Lagrange hatte selbst Gelegenheit, sich von der Richtigkeit derselben zu überzeugen.

„Meine liebe Freundin", nahm jetzt die gute Mutter das Wort, „Dein fleißiger Bewunderer nennt sich Armand von Rivarolles, ist Capitain-Lieutenant im Wolfsjagdamt, ist reich, völlig unabhängig und genießt eines sehr guten Rufes, was jetzt bei jungen Leuten seines Standes selten der Fall ist. Wenn er Dich liebt, wird er schon mehr von sich hören lassen."

Victoire hatte gern gehört, was die Mutter sagte; sie hätte aber mit Vergnügen noch mehr vernommen. Seitdem betrachteten sich Rivarolles und Victoire mit gegenseitiger Aufmerksamkeit, und die junge Person fand bald ebensoviel Gefallen an dieser Beschäftigung, wie der Philosoph. Maman dagegen setzte ihre geheimen Nachforschungen mit eben so großer Umsicht als Rührigkeit fort. So vergingen wieder einige Wochen, da bemerkte Victoire, daß ihr der Schuhmacher noch niemals so elegante und reiche Fußbekleidung geliefert, wie seit einiger Zeit; auch hatte sie fast immer neue Schuhe im ausgesuchtesten Geschmack, während die kaum getragenen Schuhe auf eine ganz unerklärliche Weise verschwanden. Die Maman, sofort von diesem

Umstand benachrichtigt, ließ den Schuhmacher kommen, sprach allein mit ihm und nöthigte ihn, ihr das Geheimniß zu enthüllen.

„Es ist wahr, Madame“, berichtete der brave Mann, „ich liefere jetzt mehr Schuhe für Mademoiselle, als bestellt werden; es ist ein junger Herr, sehr liebenswürdig und immer bei Geld, der mir den Schnitt vorschreibt, die Farbe, die Stickerei, und sie mir endlich auch bezahlt. Ich denke doch, daß das nichts Böses ist.“

„Wo aber kommen die Schuhe hin, die meine Tochter getragen?“ fragte Frau von Lagrange.

„Ich habe“, bekannte der Schuhmacher, „das Kammermädchen gebeten, mir für eine kleine Erkenntlichkeit die von Mademoiselle getragenen Schuhe gegen ganz neue auszutauschen. Wahrlich, Madame, das ist ein gutes Geschäft, denn mein junger Herr bezahlt mir die Schuhe, die Mademoiselle getragen, doppelt so hoch wie die neuen. Er hebt sie alle auf wie Schätze, sie stehen in seinem Cabinet auf Etageren und sind durch Vorhänge von Gaze gegen den Staub und die Fliegen geschützt.“

Die gute Mutter wußte jetzt genug; sie entließ den Schuhmacher, der sich wohl hütete, Rivarolles seinen Verrath zu entdecken. Da nun auch Frau von

Lagrange weder mit ihrer Tochter, noch mit dem Kammermädchen sprach, so ging der Austausch der Schuhe ungestört fort.

Eines Tages erhielt Victoire die reizendsten Schuhe, die sie je gesehen: sie waren von Rosa-Moirée mit grünem Absatz und grünen Languetten im zierlichsten Schnitt. Mit höchstem Entzücken sah der Verliebte diese reizenden Hüllen an den Füßen seiner Schönen; als er sie aber wieder haben wollte, erklärte ihm sein Helfer, der Schuhmacher, das sei unmöglich, denn die junge Dame pflege seit einiger Zeit ihre Schuhe zu verschließen. Vergebens setzte Rivarolles dem braven Manne eine sehr verführerische Belohnung aus für den Fall, daß es ihm gelinge, diese Rosaschuhe gegen ein anderes Paar für ihn einzutauschen. Das Kammermädchen verlor Zeit und Mühe, denn Mademoiselle hielt ihre Schuhe unter sicherm Verschluß. Rivarolles war wirklich unglücklich; er sehnte sich nach diesen Schuhen so, daß er fast die Besinnung darüber verlor. Mehrere Tage trug Victoire die Schuhe nicht; endlich am vierten oder fünften sah sie Rivarolles wieder in denselben. Victoire trat in den Garten und nahm ihren gewöhnlichen Sitz am Gitter ein, sie setzte einen Fuß auf die untere Querleiste der Balustrade. Das hatte Rivarolles kaum bemerkt, als er leise, wie ein

Raubthier, das auf seine Beute geht, herbeischlich, unbemerkt in der leichten Dämmerung des September-abends. Plötzlich ergriff er den einen Schuh am Ab-satz, zog ihn vom Fuße Victoire's und eilte mit seinem Raube davon.

Die junge Person stieß einen leichten Schrei aus; sie glaubte anfänglich, ein Bube habe ihr einen muth-willigen Streich gespielt, ihr heller Blick erkannte indeß in dem rasch Flüchtenden doch ihren Bewunderer, und mehr erstaunt als unwillig hinkte sie in das Haus, der lieben Maman diese neue Seltsamkeit zu erzählen. Frau von Lagrange schien sehr erstaunt, war es aber nicht sehr, denn sie gedachte der Geständnisse, die ihr der Schuhmacher gemacht. Noch weniger erstaunte sie, als sie am andern Morgen einen Brief von Herrn von Rivarolles erhielt, der sie in sehr höflicher Form um die Gunst einer Unterredung bat. Das hatte sie als kluge Frau längst voraus gewußt.

Herr von Rivarolles hatte, seinem Wunsche gemäß, an jenem anderen Morgen eine sehr lange Unterredung mit Frau von Lagrange, von der Mademoiselle nichts erfuhr. Desto größer war die Ueberraschung des liebens-würdigen Kindes, als am zweiten Abend, da sie mit ihren Geschwistern und einigen Bekannten ein Ballet übte, Herr von Rivarolles eintrat und in voller Form

vorgestellt wurde. Das Ballet, welches geübt wurde, war das „Urtheil des Paris". Victoire hatte die Venus noch nie so anmuthig getanzt, als seitdem Herr von Rivarolles den Paris tanzte.

Fast täglich besuchte von nun an der Wolfsjagdlieutenant das Haus Lagrange, und Niemandem entging der Eifer, mit dem er Victoire den Hof machte. Mademoiselle begann auch ihrerseits nach und nach mehr für den jungen Mann zu fühlen, obwohl sie noch immer mit einer gewissen Befremdung bemerkte, daß Rivarolles mit bewundernden Blicken an ihren Füßen hing.

Offenbar hatte Rivarolles in Frau von Lagrange eine Bundesgenossin gewonnen, denn die gute Mutter fragte die schöne Tochter jetzt häufig nach dem Zustande ihres Herzens, und endlich gestand die junge Person, daß sie liebe, daß sie aber doch nicht ganz über den sonderbaren Geschmack sich beruhigen könne, den ihr Liebhaber in Bezug auf ihre Füße zeige.

„Arme kleine Freundin", entgegnete die Mutter lächelnd auf dieses naive Geständniß, „bist Du denn noch so kurzsichtig, Dich über einen Umstand zu beunruhigen, der gerade im Gegentheil Dich mit der höchsten Freude erfüllen sollte? Dieser allerdings seltene Ge-

schmack des Herrn von Rivarolles verräth eine außerordentliche Feinheit seiner Empfindung, er verräth einen Mann von tiefem und zugleich leidenschaftlichem Gemüth. Ueberdem, kleine Freundin, gibt Dir dieser Geschmack das Mittel an die Hand, ihm immer zu gefallen. Das aber ist unendlich viel werth. Durch welches Mittel soll eine Frau auf einen Mann wirken, der unempfänglich Alles gleichgültig betrachtet? Ich kann Dich versichern, daß gerade dieser anscheinend seltsame Geschmack Deines Liebhabers mich zu seinen Gunsten gestimmt hat. Ich war für ihn eingenommen von dem Moment an, als ich diesen Geschmack bei ihm bemerkte. Du wirst mit ihm glücklich werden, wenn Du nie das kostbare Geschenk, daß Dir die Natur in Deinem kleinen Fuße gemacht, mißachtest, sondern stets dafür sorgst, Dir diesen Reiz zu erhalten. Trage Du nur immer sorgfältig gewählte Schuhe, glatt anliegend, aber nicht eng, so wie ich sie Dich und Deine Schwester von Jugend an habe tragen lassen. Du würdest Deinen schönen Fuß längst verunstaltet haben, wie es so viele unwissende Mädchen thun, wenn ich nicht streng darauf gehalten hätte, daß Du im Hause nie Schuhe, sondern stets Pantöffelchen trugst. Dulde nie einen Druck an Deinen Füßen, auch den leichtesten nicht; ziehe lieber die

Schuhe aus. Vor Allem aber hüte Deine hübschen Füßchen vor der Kälte, die ist ihre gefährlichste Feindin! Vergiß nicht, meine kleine Freundin, daß es nicht Dein schmuckes Gesichtchen, sondern Dein kleines Füßchen gewesen ist, was die Aufmerksamkeit Deines Liebhabers erregte und Dir seine Neigung zuwendete. Man muß dankbar sein, Kind! Dankbarkeit gegen Deine Füße aber wird der größte Vortheil für Dich selbst sein. Männer, die von einem so besonderen Geschmacke beherrscht werden, wie Dein Liebhaber, sind außerordentlich empfindlich und leicht zu verletzen in dieser Beziehung; weil ihnen, was den Fuß betrifft, nichts gleichgültig ist, so lassen sie auch nichts unbemerkt; jeder Verstoß gegen die Reinlichkeit oder den guten Geschmack berührt sie auf's Empfindlichste. Selbst die leichteste Nachlässigkeit stört sie in ihrer Illusion. Die Tadellosigkeit der Fußbekleidung ist für sie das Symbol der Tadellosigkeit und der Reinheit des ganzen Körpers und der ganzen übrigen Toilette. Wenn selbst das, was die Erde berührt, so makellos ist, so denken sie, wie könnte das Uebrige weniger makellos sein? Ist also die ganze Erscheinung der Frau tadellos in den Augen des Mannes, so schließt er von der Makellosigkeit des Leibes vielleicht sogar auf die Reinheit der Seele. Da ist das

tiefe Geheimniß hübscher, wohlbekleideter Füße, meine kleine Freundin!"

Nach dieser Auseinandersetzung der klugen Mutter sah Victoire den auffallenden Geschmack ihres Liebhabers für hübsche wohlbekleidete Füße mit andern Augen an als zuvor; jetzt schien ihr sehr schätzenswerth, was ihr anfänglich ein wenig lächerlich gedünkt. Sie liebte Rivarolles wirklich.

Sie ließ sich nicht länger bitten und gestand dem Bittenden ihre Neigung, der sich nun auch die Einwilligung des Herrn von Lagrange erbat, die dieser, als guter Pariser Gatte und Vater, ohne Zögern mit wohlgesetzten und auch wohlgemeinten Worten ertheilte, nachdem ihm Frau von Lagrange durch ein nicht mißzuverstehendes Zeichen ihre Zustimmung zu erkennen gegeben.

An ihrem Hochzeitstage trug die junge Frau von Rivarolles ein Paar Schuhe von perlmutterfarbener Seide, die auf den Nähten und am Absatz mit Brillanten besetzt waren; jeder Schuh war mit einer Blume von Diamanten geziert. Wie sich von selbst versteht, waren diese Schuhe, diese beiden kleinen Kunstwerke, welche über 10,000 Francs kosteten, ein Geschenk des glücklichen Gemahls.

Diese Hochzeitsschuhe wurden später in einem

kleinen Tempel aufbewahrt; Krystallsäulen von jonischer Ordnung mit vergoldeten Knäufen umgaben diese Pfänder eines außergewöhnlichen Geschmacks, aber auch einer außergewöhnlichen Liebe. Die Ehe des Wolfsjagdlieutenants und der schönen Victoire war eine außerordentlich glückliche. Herr von Rivarolles zeichnete stets selbst die Dessins zu den Schuhen seiner Gemahlin, gab die Farben an und suchte die Stoffe aus — der Schuhmacher in der Straße Vieux-Augustins konnte keinen besseren Kunden haben als ihn. Alljährlich am Hochzeitstage trug Frau von Rivarolles die Perlmutterschuhe mit Brillantblumen; die Dame war aber auch höchst dankbar gegen die kleinen Füße, die ihr Lebensglück gemacht hatten, und befolgte so genau die weisen Regeln ihrer klugen Mama, daß sie die Schönheit ihres Fußes bis ins höchste Alter bewahrte.

„Ihr Fuß ist immer noch siebzehn Jahre alt!" sagte Herr von Rivarolles entzückt zu seiner Gemahlin, als er seine älteste Tochter verheirathete und deren Füße nicht von denen der Mutter unterscheiden konnte. Mutter und Tochter hatten ganz gleiche Schuhe angezogen und sich hinter eine spanische Wand gestellt, so daß nur die Füße zu sehen waren. Der glückliche Mann war nicht im Stande, mit Bestimmtheit zu sagen, welcher Fuß seiner Gemahlin, welcher seiner Tochter angehörte.

Als die Schuhe die hohen Absätze verloren und statt der Stöckchenschuhe die Schuhe mit glatten Sohlen aufkamen, die allerdings keinen Fuß kleiner erscheinen lassen, war der alternde Wolfsjagdlieutenant sehr traurig. Er wendete sich schaudernd ab von den „Plattfüßen"; zu seiner Beruhigung gereichte es, daß Frau von Rivarolles den Stöckchenschuhen unverbrüchlich treu blieb und daß auch seine verheiratheten Töchter vor ihm stets in Schuhen mit hohen Absätzen erschienen. Sie konnten zwar in der Gesellschaft nicht mehr in der altmodischen Fußbekleidung erscheinen; was man allenfalls ihrer Mutter als einer alten Dame nachsah, würde man bei ihnen unverzeihlich gefunden haben; aber da sie alle den kleinen zierlichen Fuß der Mutter geerbt hatten, so zogen sie stets Stöckchenschuhe der Mutter an, ehe sie ihren Vater umarmten.

Eines Tages ging der alte Herr von Rivarolles mit seiner Gemahlin durch die Straße Arbre-Sec; da stand eine dicke Mama in der Blumenbude an der Ecke und verkaufte emsig Nelken. Herr von Rivarolles blieb stehen und musterte die Frau aufmerksam; kopfschüttelnd ging er endlich weiter. „Was die Person häßlich geworden ist!" erklärte er seiner neugierig forschenden Gemahlin; „haben Sie gesehen, was sie für Füße hat? An dem Tage, da ich das Glück hatte, Sie, meine

Liebe, zum erstenmale zu sehen, da war der Fuß dieser Person nicht drei Linien breiter als der Ihrige, und nun ist er schier noch einmal so groß; Ihr Füßchen aber, ach! das ist immer siebzehn Jahre alt!"

Wir wissen nicht, wie und wann der Held dieses Rococohistörchens endete; nicht unmöglich aber, daß er noch auf dem Schaffotte seine Coquetterie zur Schau trug, wie manche seines Gleichen. Das aber wissen wir, daß, während der Adel Frankreichs sich mit Moden und Galanterien und Nichtigkeiten aller Art beschäftigte, die letzten Stützen des Staates und der Gesellschaft in Frankreich zernagt worden sind, und dann kam die Sündflut der Revolution.

II.

Ein Ritter der Vendée.

Historische Novelle.

Das Haupt Ludwig's XVI. war gefallen. Heinrich Baudelot von Dairval eilte in die Vendée; was sollte ein Mann seines Namens anders thun? Er schlug sich dort gegen die Republikaner, wie man sich in der Vendée eben schlug damals, nämlich bis auf's Messer. Er schlug sich eben so gut, wie die Andern alle, nicht besser, nicht schlechter, aber er schlug sich lachend und singend.

Einst wurde er in einer Meierei mit seinen Waffengefährten von den Blauen überrascht. Baudelot versammelte seine Leute. „Freunde", rief er, „die Meierei ist umzingelt. Flieht, nehmt die Frauen und die Kinder mit Euch, Ihr wißt den Weg zu Cathélineau; ich decke Euch den Rückzug. Adieu, Freunde, ich sterbe

heute, und an Euch ist erst morgen die Reihe!" Zu jener Zeit hatte man keine Zeit für Seelengröße; der Heroismus war eine ganz ordinäre Eigenschaft im Marais und in der Boccage. Die Vendéer gehorchten dem Befehle ihres jungen Führers und flüchteten mit den Frauen und den Kindern durch eine Hinterthür.

Baudelot blieb an dem Hofthore, commandirte mit lauter Stimme, schalt, fluchte und animirte, schoß dazwischen seine Pistolen ab, kurz, machte einen solchen Lärm, daß man ein ganzes Regiment hinter der Thür vermuthen mußte. Die Blauen rückten darum auch nur sehr vorsichtig näher. Endlich war Baudelot heiser, er konnte nicht mehr schreien, aber nun verrammelte er die Hofthür mit allen Gegenständen, die sich irgend vorfanden im Hause. Die Blauen eröffneten ein wohlgenährtes Gewehrfeuer gegen die Thür und gegen alle Oeffnungen des Hauses; Baudelot setzte sich an den Herd mitten im Hause und verspeiste ruhig sein letztes Stückchen Schwarzbrod. Er war eben damit fertig, als die Republikaner die Thür erbrachen und unter schallendem vive la république! in dichtem Pulverdampfe eindrangen. Sie standen bestürzt und stumm vor einem schönen, schlanken, jungen Manne, der ihnen ruhig entgegentrat und sehr höflich sprach: „Auf Ihre Gesundheit, meine Herren!"

Baudelot leerte sein Glas; die Republikaner schwiegen noch immer.

„Mein Herr", wendete sich der junge Edelmann an den Officier, „außer mir ist Niemand im Hause; ich bin bereit; lassen Sie mich jetzt erschießen!"

Er sagte nichts weiter, als was er erwarten mußte. Wirklich zu seinem größten Erstaunen wurde er nicht erschossen, wie's doch damals gegenseitiger Brauch war in der Vendée; man begnügte sich, ihm die Hände zu binden und ihn nach einem kleinen Schloß in der Gegend von Nantes zu führen.

Das Schloß war einst ein artiger Edelsitz gewesen, jetzt war's eine Art Festung; der ehemalige Schloßherr commandirte jetzt als republikanischer Gouverneur darin. Graf Hamelin war einer der Edelleute, die, ihrer Väter und ihrer Nachkommen uneingedenk, sich der Revolution enthusiastisch angeschlossen, aber trotzdem von der Bourgeoisie, der sie zum Siege halfen, erst mißtrauisch bewacht und dann undankbar mißachtet wurden.

Die Blauen sperrten Herrn Baudelot von Dairval im Taubenhause ein, das jetzt als Schloßgefängniß diente. Der junge Edelmann sang ein Liedchen aus König Richard, oder pfiff sonst eine Royalistenmelodie und langweilte sich sehr. Endlich trat ein Mann in

sein Gefängniß, das war der Schloßherr selbst, der Hauptmann Hamelin, der einstige Graf.

Der Graf war wohl Hauptmann der Republik geworden, aber die alte Gastfreundschaft der Vendée war ihm heilig geblieben. Ueberdem feierte er am selben Tage seine Verlobung und hielt es darum doppelt für nöthig, seinem Gefangenen die Aufwartung zu machen.

„Was kann ich für Sie thun?“ fragte er den Gefangenen.

„Herr Schloßherr“, entgegnete Baudelot mit tiefer Verneigung, „Sie würden mich sehr verbinden, wenn Sie mir den Gebrauch meiner Hände gestatteten.“

„Mein Herr“, erwiederte Hamelin ernst, „wenn Sie mir Ihr Ehrenwort geben — doch versprechen Sie nichts, denn Sie werden morgen früh 6 Uhr nach Nantes geführt.“

„Und um 8 Uhr daselbst erschossen, ich kenne das!“ setzte Baudelot leicht hinzu.

Hamelin schwieg ernst.

„Nun, Herr“, bat Baudelot, „seid immerhin so gütig, mir die Hände loszubinden; ich gebe Euch mein Wort als Edelmann und Christ, ich will dieses Taubenhaus, außer wenn mich meine Brüder befreien sollten, so wenig verlassen, wie eine Taube, der man die Flügel gestutzt hat.“

Hamelin mußte unwillkürlich zu diesem Vergleich lächeln; er löste die Fesseln des Gefangenen. Baudelot dehnte die Glieder behaglich und scherzte: „Es ist nicht meine Schuld, lieber Herr, wenn ich Ihnen für diesen Freundschaftsdienst nicht länger als bis morgen dankbar sein kann."

Bei dieser Heiterkeit fühlte Hamelin sein Herz weich werden und gerührt fragte er: „Haben Sie letztwillige Verfügungen zu treffen? Ich will Ihnen Schreibmaterial senden!"

Baudelot faßte die Hand Hamelin's und sprach: „Ich danke Ihnen; meine Väter gehörten zu den reichsten Edelleuten Frankreichs; ich habe nichts, was ich vermachen könnte, als meinen Namen, meinen Degen, meine Liebe und meinen Haß; aber obgleich die Baudelots ein zahlreiches Geschlecht waren, vor wenig Jahren noch, ich habe Niemanden mehr, der mein Erbe sein könnte! Denken wir nicht mehr daran!"

Hamelin schwieg eine Weile, dann sprach er: „Es ist heute der Tag meiner Verlobung; ich werde Ihnen — meine Braut wird Ihnen ein Diner serviren lassen."

Baudelot sah sich heiter um; er sah eine kleine weiße Blume blühen am Rande der Oeffnung, durch welche die Tauben einst ein- oder ausgeflogen sein mochten. Eine Taube hatte wohl das Samenkörnchen

dorthin getragen, der Same war aufgegangen. Baudelot pflückte die Blume, bot sie dem Capitain und sprach: „Hier das Brautgeschenk des Grafen Baudelot von Dairval für Ihre schöne Braut; ich will so eine gute altbretagnische Sitte in Ehren halten bis zu meinem Ende!“

Hamelin nahm die Blume, die Herren verneigten sich höflich vor einander und schieden.

Man brachte dem jungen Vendéer ein Diner. Die es brachte, das war ein liebes schönes Bretagnerkind mit weißen Zähnen und rosigen Lippen, mit träumerischen Augen und stolzer Stirn. Sie bediente den tapferen Edelmann, sie schenkte ihm ein von dem Wein der Champagne.

„Wie heißest Du, mein Kind?“ fragte Baudelot.

„Ich heiße Marie.“

„Wie meine Cousine!“ sagte Baudelot leise; „und wie alt bist Du?“

„Siebzehn Jahre.“

„Wie meine Cousine!“ sagte Baudelot wieder. Das Herz ward ihm schwer, er dachte an seine geliebte, schöne Cousine, welche die Blauen ermordet hatten; die Augen wurden ihm naß, aber er schämte sich zu weinen vor einem Kinde.

„Trink! trink! schöne Marie!“ bat er das Kind.

„Ich habe keinen Durst, Herr!“

„Oh!“ rief der Edelmann, „Champagnerwein muß man nie allein trinken. Der Wein ist ein guter Gesellschafter von Natur, er ist die feste Stütze jener Brüderlichkeit, von der sie jetzt so viel sprechen, aber nichts mehr wissen. Trink, schöne Marie, trink, wenn Du willst, daß ich vor meinem Tode noch einmal Champagnerwein trinken soll.“

Marie setzte das Glas an ihre rosigen Lippen, aber das Herz klopfte ihr und Thränen fielen in den geschliffenen Kelch. Baudelot trank den Wein mit den Thränen: „Auf Deine Gesundheit, schöne Marie!“

Und der Gesundheit folgte der Tusch: Trompetengeschmetter und Hörnerklang, lustige Tanzmusik schallte in das Gefängniß Baudelot's.

„Was ist das?“ rief der Edelmann lebhaft. „Ein Ball, ein Ball, so wahr ich lebe!“

„Ja, es ist ein Ball“, entgegnete Marie. „Meine arme junge Herrschaft wollte nicht tanzen, aber der Vater und der Bräutigam befahlen — oh, sie wird sehr traurig sein an diesem Abend!“

Der junge Edelmann aber rief ungestüm: „Meine gute Marie, wenn Du wirklich so gut bist wie schön, thue es mir zu Liebe, geh, lauf, fliege! Sage Deiner Herrin, der Graf Heinrich Baudelot von Dairval,

Oberst der königlichen Armee, bitte um Erlaubniß, ihr seine Aufwartung machen zu dürfen; oder nein, sag' das nicht, Marie: geh zum Schloßherrn, sage ihm, daß sich sein Gefangener langweilt, daß ihn die Musik hindert zu schlafen; es sei überdem Pflicht, einen jungen Mann seinen traurigen Gedanken in der Nacht vor seinem Tode zu entreißen; ich ließe ihn also bitten, mich zu seinem Ball zu laden, er habe ja mein Ehrenwort. Lauf, fliege, gute schöne Marie; lauf und bitte für mich; schicke mir auch den Kammerdiener des Schloßherrn, er soll weiße Wäsche bringen und Puder für mein Haar! In einem Schlosse, in dem einst Edelleute wohnten, wird doch wohl ein ganz klein wenig Puder noch zu finden sein. Geh, geh, liebes Kind!"

Marie lief; sie weinte und lachte zu gleicher Zeit.

Einige Minuten nachher trat ein alter Kammerdiener in den Taubenschlag, ein Getreuer des Puders, ein Getreuer der alten Sitte, der mit tiefem Schmerz die Aristokratie fallen sah. Ein rechter Kammerdiener ist stets auch ein rechter Anhänger der Aristokratie. Pah, die Revolution — der Kammerdiener kann in den Gemeinderath gewählt werden; pah! Er haßt alle Revolutionärs, nur Robespierre nicht, denn Robespierre behielt allein in Frankreich den Puder, die Manschette

und die gestickte Weste, und der Kammerdiener nennt ihn darum auch stets achtungsvoll Herrn von Robespierre!

Der Kammerdiener brachte dem Gefangenen das Hofkleid, mit welchem der Bürgercapitain Hamelin dem Könige seine letzte Aufwartung gemacht hatte, als er noch Graf war, als es noch einen König und einen Hof gab. Ein reiches, elegantes Kleid, feine Wäsche, Puder, Parfums aller Art, auch einen leichten Degen gab man dem Gefangenen zurück, der mit strahlendem Auge und erhobenem Haupte das Taubenhaus verließ, um sich auf den Ball zu begeben.

Zu dem Ball waren die schönsten Revolutionärinnen der ganzen Gegend geladen; aber die Damen sind niemals revolutionär, wenn es sich um einen tapferen, eleganten, jungen und schönen Edelmann handelt, der am nächsten Morgen erschossen werden soll.

Die Braut war ein Fräulein von Mailly, alten Geschlechts, eine junge, blonde Schönheit, die nur mit Entsetzen den Hochzeitstag zwischen den Todestagen aller ihrer Verwandten näherkommen sah; sie hatte eine von den starken Seelen, die schwach sind bis zu der Stunde, wo an die Stelle der Schwäche die unbesieglichste Energie tritt, wo aus dem Mädchen plötzlich eine Heldin wird.

Eleonore von Mailly saß traurig im Saal unter den traurigen Gespielinnen ihrer Jugend. Ein traurig Fest — es wollte nichts gehen: weder der Tanz noch die Tänzerinnen kamen vorwärts; die jungen Leute schwiegen, und Jeder wünschte, daß der Ball zu Ende sei.

Plötzlich öffnete sich die Pforte des weiten Saales. Aller Blicke richteten sich dorthin: Jeder, Jede hoffte Rettung aus dieser tödtlichen Langeweile, und durch die Pforte trat, wie ein Bote aus einer schönern Vergangenheit, ein junger Hofcavalier, wie sie sonst waren, heiter und lächelnd und geputzt. Hofkleid, Hofsitte, Hofmanier, höflich!

Herren wie Damen, mochten sie noch so republikanisch sein, waren hingerissen, bezaubert von dieser Anmuth, dieser Grazie, diesem unwiderstehlichen Reiz der alten guten Gesellschaft.

Baudelot von Dairval folgte bis zum letzten Hauch dem Berufe der vornehmen Franzosen, den Damen zu gefallen; er neigte sich vor der blonden Braut, sie reichte ihm ihre Hand zum Tanze und sie schauderte, denn sie sah im Geiste hinter ihrem Tänzer schon die blutige Republik, die ihn am andern Morgen tödten solle.

Die Männer schämten sich — sie sahen den zum Tode Verurtheilten tanzen; sie tanzten alle, und wer

nicht tanzen konnte, der eilte wenigstens, Baudelot tanzen zu sehen.

Der Ball war endlich in Gang, aber Baudelot war der Einzige im Saale, der sich wirklich amüsirte, der Einzige, dessen Lächeln nicht erzwungen war, der Einzige, der leicht und anmuthig tanzte.

Baudelot trat abermals zum Tanze an mit der blonden Braut, ihre kleine Hand zitterte in der seinen, todtblaß war ihr Angesicht.

„Was ist Ihnen, Madame?“ fragte Baudelot. „Haben Sie Mitleid mit mir; zittern Sie nicht!“

Eleonore deutete nach dem Fenster; der erste Strahl des Tages fiel durch die Vorhänge.

„Der Tag!“ entgegnete Baudelot. „Die schönste Nacht meines Lebens ist vorüber: ich habe Sie gesehen, Eleonore, ich liebe Sie; ich sage Ihnen das, Eleonore! Die Todten lügen nicht! Und nun leben Sie wohl, geliebte Eleonore. Adieu, leben Sie glücklich; nehmen Sie den letzten Segen des Royalisten!“

Nach bretagnischer Sitte umarmte Baudelot seine Tänzerin und küßte sie. „Noch einen Augenblick!“ flüsterte die blonde Braut fast athemlos. „Höre, man bespannt eben den Wagen, der Dich nach Nantes führen soll; in zwei Stunden bist Du todt! Flieh, flieh, ich fliehe mit Dir; dann wird, dann kann man nicht

sagen, Du seiest aus Furcht geflohen — nur aus Liebe, wird man sagen. Höre, wenn Du nicht fliehest, allein oder mit mir, so werfe ich mich unter die Räder Deines Wagens und Du fährst über meinen Leichnam nach Nantes!"

Die blonde Braut sagte das ganz leise. Sie sah Baudelot nicht an bei diesen Worten; sie lächelte beinahe, als spräche sie vom nächsten Tanze.

„Oh, wie ich sie liebe!" sagte Baudelot zu sich selbst, dann antwortete er: „Sie wissen, das ist unmöglich. O wäre ich frei, ich würde Sie keinem Andern gönnen. Lebe wohl, mein holder Engel, gib mir die kleine Blume wieder, die ich Dir heute aus meinem Gefängniß zugesendet, Eleonore; dieses Blümchen hat Deinen Busen geschmückt, mir wird es den Tod erleichtern!"

Bleich lehnte sich Eleonore an den Edelmann. Die Musik schwieg plötzlich: tiefe Stille, heller Tag.

Plötzlich tönte Pferdegetrappel, wilder Schlachtruf, Waffengeklirr — alle Damen drängten sich um Baudelot und Eleonore. Die Republikanerinnen wollten ihn decken mit ihren zarten Leibern gegen die Henker der Republik!

Aber horch! Welcher Ruf! Hoch auf horchte Baudelot, hoch auf Eleonore.

„Vive le roi! vive le roi!“

Die Männer wollten den Saal verlassen, aber die Thür stürzte krachend zusammen, und über die Trümmer derselben tobte Heinrich von Larochejacquelein in den Saal, der Held der Vendée. „Vive le roi!“ scholl seine knabenhafte Stimme. „Baudelot! Baudelot!“

Larochejacquelein hatte das Schloß mit zweitausend Weißen überfallen nnd seinen Waffenbruder befreit.

„Ich bin frei!“ rief Baudelot und zog seinen Degen.

„Sie sind es!“ entgegnete Hamelin, dem ein Vendéer die Hände band.

„Mein Herr!“ sagte Baudelot, den Hut lüftend, „Dienst um Dienst; jetzt mache ich Ihnen die Hände frei; aber ich muß Sie bitten, Ihre Hochzeit etwas zu verschieben, es ist dazu jetzt nicht Zeit; Ihre Braut ist meiner Ansicht. Adieu!“

Baudelot führte Eleonore hinab zu dem Wagen, der ihn hatte nach Nantes zum Tode führen sollen, und der tolle Larochejacquelein galoppirte bald voraus, bald zierlich am Schlag, das Fräulein unterhaltend.

„Welch ein Mann!“ sagte Hamelin seufzend.

Der Lärm des Bürgerkriegs tobte weiter durch die Vendée; der Tod mähte mächtig. Todt war Larochejacquelein, todt all' die Helden, die ihn begleitet auf

seinen Zügen; nur Einer lebte noch, das war Heinrich Baudelot von Dairval, der hatte die Vendée nicht verlassen, nicht eine Stunde, und war doch nicht getödtet worden.

Als der Friede nothdürftig hergestellt war, heirathete Graf Baudelot von Dairval die blonde Eleonore von Mailly, und, merkwürdig, der alte Hamelin mußte den Ehecontract als Municipalbeamter unterzeichnen.

III.

Ein unbekannter Leichnam.

Novellette.

Herr Audren von Kerdrel, Kammerpage der schönen unglücklichen Königin Marie Antoinette, schritt daher in einer weißen steifen Cravatte und einem langen, schnupftabakfarbenen Ueberrock, so recht das Bild eines Engländers — wider Willen.

Der arme Audren von Kerdrel, der bisher so glückliche Page, er hatte heut eigentlich erst erfahren, heut erst, daß Frankreich eine Revolution gemacht, und ein langer, dürrer Mensch von höchst malproprem Aeußern, über dessen Epicier-Manieren alle Pagen und Menins empört waren, mit einer dreifarbigen Schärpe um den Leib und einer tellergroßen, blau-weißrothen Cocarde am Hut, kurz ein „Municipal-

beamter" hatte ihnen angezeigt, daß alle Edelleute der Kammer des Königs ihrer Dienste entlassen seien.

Darum schlich trotz des schönen Wetters Herr Audren von Kerdrel so mißmuthig durch die Straßen der guten Stadt Paris.

Er kam über den Pont-Neuf; er schimpfte, halblaut zwar nur, aber in den kräftigsten Ausdrücken, auf die große Nation mit ihrer albernen Revolution, mehr aber noch schimpfte er auf den langschößigen Rock, der ihn verhinderte, die Schönheit seines Fußes und die Zierlichkeit seines Beines zu bewundern, an welcher sehr angenehmen Beschäftigung ihn der Frack der zierlichen Pagenkleidung nie gehindert.

Keine Pagen mehr, keine Hofdamen mehr, keine Ehrenfräulein mehr, keine Wohnungen im Versailler-schloß, keine Levers und große Präsentationen mehr — Herr Audren von Kerdrel hätte sterben mögen, so weh war ihm zu Sinne, und der königstreue Sohn der alten Bretagne durfte gar nicht daran denken, welch ein Affront seinem Könige und Herrn angethan worden war durch die bruske Entlassung des gesammten Hofstaats: der Gedanke brachte ihn zum Rasen.

Ein dichter Volkshaufen auf der Brücke hemmte die Schritte des traurigen jungen Herrn — man hatte eben den Leichnam einer Frau aus dem Wasser gezogen.

Herr Audren drängte sich vor, stieß weniger mit Pagenhöflichkeit, als mit bretagnischer Ungezwungenheit die Umstehenden bei Seite und schaute in das bleiche Angesicht der Ertrunkenen. Ein zartes, nicht entstelltes Antlitz, dessen Augenlider leicht geröthet, dessen reine feine Züge einer Person aus dem Kindesalter anzugehören schienen — oh, sie war sehr schön, diese ertrunkene junge Frau!

Herr Audren schaute wehmüthig in dieses jugendliche Gesicht. Wie träumend sah er's an, daß der Leichnam auf eine Bahre gelegt, mit einem Tuche verhüllt und nach der Morgue getragen wurde.

Herr Audren sah die Träger gehen und unwillkürlich, langsam, aber durch nichts beirrt, folgte er ihnen von weitem nach. Die Sonne war untergegangen, die Straße wurde leer. Herr Audren von Kerdrel trat in das düstere Asyl der unbekannten Todten, der namenlosen Verstorbenen, in die Morgue.

Der Page lehnte seine heiße Stirn an das Gitter, hinter welchem die entkleideten Leichen ausgestellt werden, damit Verwandte oder Bekannte sie erkennen und reclamiren können. Da lag auf einem schwarzen Marmorstein der weiße Körper der jungen Frau. Die Kleider und was man sonst bei ihr gefunden, waren, dem Gebrauch des Orts gemäß, über ihr an einer

Säule aufgehängt. Das Licht der Ampel warf einen rosigen Schein über das bleiche Angesicht der Leiche; die Frau oder das Mädchen schien nur zu schlafen; es war eine so schwellende Weichheit in den einzelnen Gliedern, daß Herr Audren sich nicht überreden konnte, daß er eine Leiche vor sich habe. Man hatte die prächtigen braunen Haarflechten der Ertrunkenen zusammengelegt auf der Brust, ihre kleinen Hände fielen zwanglos nieder neben der Marmorplatte, es war ein unwiderstehlicher Zauber in diesen klassisch-schönen Formen!

Herr Audren von Kerdrel rieb sich die Stirn: er hatte dieses bleiche, holdselige Gesicht schon irgendwo gesehen, nur wußte er nicht wo. Das Mädchen hatte offenbar den höhern Ständen angehört; diese zierlichen Finger hatten sich nie an einer schweren Arbeit versucht und diese Füße, klein wie die eines Kindes, hatten gewiß nie etwas Anderes betreten, als weiche Teppiche und glatte Parquets.

„Ich werde sie reclamiren!“ sagte der Page zu sich selbst; „ich werde vorgeben, ich sei ihr Bruder. Ein so herrlicher Körper soll nicht in der Morgue faulen, ich will ihm wenigstens ein Grab unter Blumen schaffen. Oh, wie ist sie schön! wo habe ich sie gesehen?“

Glühend hafteten die Blicke des jungen Mannes auf der zarten, weißen Leiche; Liebe, Schmerz und Sehnsucht ergriffen sein Herz. Was? — Nein, er täuscht sich! Nein, er täuscht sich nicht! Der Busen der Ertrunkenen hebt sich! Unmöglich! Täuschung! Nein, nein, die Hände bewegen sich, die Lippen beben, es ist kein Irrthum der Sinne. „Madame!" schreit Herr Audren, „öffnen Sie die Augen nicht! Schauen Sie nicht um sich, Sie sterben sonst vor Entsetzen. Madame, ich wache für Sie!"

Klirrend dröhnte die Glocke des Wächters. Herr Audren riß den Klingelzug ab und mit Donnerstimme rief er: „Sie ist nicht todt! Wächter, Wächter, hierher zu Hülfe!"

Der Wächter erscheint, eine Hand voll Gold hält ihm Herr Audren vor die Augen, er zögert keine Sekunde, er öffnet das Gitter, der Page nimmt athemlos die reizende Last auf und folgt dem Wächter in das enge Zimmer, das dessen Frau bewohnt. Dort wird die junge Frau, das junge Mädchen, in ein Bett gelegt. Audren's Gold gilt überall, auch in der Morgue, ein Arzt ist sofort zur Stelle und nach einigen Minuten öffnet die Gerettete die Augen. Scheu blickt sie um sich. „Fort! fort!" ruft sie mit dem Ausdruck der höchsten Angst; „Gnade! Gnade! Tödtet mich lieber!"

Sie sinkt matt in die Kissen zurück. Der junge Edelmann ergreift die Hand der Geretteten und flüstert zitternd vor Aufregung: „Fürchten Sie nichts! Fürchten Sie nichts! Ich werde für Sie sorgen, wachen, ich werde Sie zu Ihrer Familie zurückbringen."

„Nein! nein! nicht zurück!" schrie die Unglückliche und fiel aufs Neue in Ohnmacht.

Der Arzt empfahl die höchste Ruhe. Nach einer Stunde etwa aber richtet die Dame ihre schönen, in Thränen blitzenden Augen auf den jungen Mann. Jetzt hat sie Alles begriffen. „Dank! Dank! theurer Herr!" spricht sie mit sanfter, melodischer Stimme; dann aber folgt gleich die scheue, heftige Frage: „Sind Sie verheirathet? Haben Sie eine Tochter?"

„Ich bin frei von jeder Fessel dieser Art."

„Desto besser! desto besser!" flüsterte sie mit anscheinender Befriedigung.

„Fürchten Sie nichts, Madame!" tröstete der Page wieder.

„Ich bin nicht verheirathet!" antwortete sie.

Herr Audren von Kerdrel weiß nicht mehr, was er sagen soll. „Ich bin allein!" stotterte er endlich verlegen.

„O wie glücklich sind Sie! Sie haben keine Mutter, Sie haben keinen Vater!"

„Nein, Madame, ich habe nur noch entfernte Verwandte.“

„Oh! ich habe eine Mutter, die ich anbete; ich habe auch einen Vater, doch ich hoffe, ich werde ihn nie wiedersehen!“ Und aufs Neue beginnt sie zu schluchzen.

Nach und nach beruhigte sich die Unglückliche. Der Arzt empfiehlt Ruhe, immer Ruhe; endlich steht er ein für ihre Genesung; aber Tage sind vergangen, Herr von Kerdrel ist nicht von dem Lager der schönen Unglücklichen gewichen. Endlich ist sie so weit, daß sie das Bett verlassen kann: mit Entzücken sieht der junge Edelmann diese herrliche Gestalt, diese grazienhaften Bewegungen, und sie tritt zu ihm und faßt seine Hand und spricht zu ihm: „Sie haben mir das Leben gerettet; ich erinnere mich der entsetzlichen Katastrophe. Sie, Sie allein haben ein Recht auf mein Geheimniß; hier ist es — —“ Das junge Mädchen bebte schaudernd zusammen, sie lehnte sich an Herrn Audren, der, zitternd in Theilnahme und Liebe, seinen Arm um ihren schlanken Leib legte, um sie zu stützen. Ganz leise aber sagte sie: „Meine Mutter war eine Witwe; sie heirathete wieder. Meine Mutter wurde alt, ich wuchs heran; mein Vater — mein Stiefvater — nichtswürdige Anträge — Abscheu —

Schande — die Gewaltthat hat mich zum Selbstmord gejagt!“

Das unglückliche junge Mädchen weinte leise und Herr Audren weinte mit ihr.

Plötzlich richtete sie sich auf und sagte stolz: „Das Verbrechen ist nicht vollendet, die Seine hat mich geschützt; ich weiß nicht warum, aber jetzt will ich nicht mehr sterben. Herr, mein Retter, man wird mich gewiß in ein Kloster aufnehmen!“

Nachdem die Unglückliche ihr Geheimniß dem jungen Edelmann mitgetheilt, wurde sie ruhiger. Herr von Kerdrel brachte sie in eine anständige Wohnung; sie folgte ihm mit schwesterlichem Vertrauen.

In der neuen Wohnung erst, fern von den schauerlichen Erinnerungen der Morgue, fragte Herr Audren: „Wie heißen Sie, Madame?“

Das junge Mädchen erbleichte.

„Ich meine den Namen, den Sie in der Taufe empfingen“, bemerkte Herr Audren zart.

„Ich weiß ihn nicht mehr; aber Gnade, Gnade! Fragen Sie nicht! Ja, ja, ich hatte einen Namen, einen berühmten Namen — und einen Taufnamen hatte ich auch, einen zärtlichen Namen, den mir meine Mutter gab. Lieber Herr, ich habe jetzt nichts mehr als die Luft, die ich athme — geben

Sie mir einen Namen — schenken Sie mir einen Namen!"

Der junge Edelmann überlegte eine Weile, endlich sagte er innig: „Ich habe meine Mutter sehr geliebt, sie hieß Antoinette, und die Frau, welche ich nach meiner Mutter am höchsten verehre — es ist meine Königin — auch sie heißt Antoinette. Ich gebe Ihnen den liebsten und schönsten Namen, den ich habe, liebe Antoinette!"

Ein glänzender Strahl der Dankbarkeit brach aus den schönen Augen der Geretteten.

„Oh, Heißgeliebte!" rief jetzt Herr Audren außer sich, schloß das zitternde Mädchen in seine Arme und überströmte sie mit einer Flut von Küssen. „Heißgeliebte Antoinette!"

Das Mädchen bebte in den Armen Audren's wie von Fieberschauern geschüttelt. „Oh! ich bin schwach!" seufzte sie, „ich bin verlassen; ich kann Niemand um Hülfe anrufen. Mißbrauche die Gewalt nicht, die Du über mich hast!"

„Antoinette, antworte mir!" sprach Herr von Kerdrel fast befehlend. „Ist Dir Dein Herz noch niemals höher aufgewallt bei dem Namen, bei dem Anblick eines Mannes? Hat Dein schönes Haupt noch niemals an der Brust eines geliebten Mannes geruht? Hast Du den glühen-

den Hauch der Liebe noch niemals eingesogen mit heißer Lippe, und — fürchte nichts — hast Du noch nie geliebt?"

„Nein! nein! bis auf diesen Tag nicht!"

„Bis auf diesen Tag — Antoinette?"

„Nein! nein! Laß mich, ich darf, ich kann nicht!"

„Bist Du von Stein? Schlägt kein Herz in Deiner Brust?"

„Wehe! wehe! Warum bin ich nicht gestorben? Denn ich bin nicht von Stein — ich liebe Dich!"

Und sie umfaßte den jungen Edelmann mit einer solchen Kraft, daß er zitterte unter dem Uebermaß dieser Leidenschaft.

„Oh, Du liebst mich, Du fühlst, daß uns Beide die süße Leidenschaft, der heilige Wahnsinn verzehrt. Folge mir!"

„Der Himmel hat's versagt!"

„Schweig, schweig von Deinem unbekannten Himmel. Ist Dein Himmel nicht die glühende Liebe! Ist Dein Gott nicht dieser Hauch der Liebe!"

„Schweig! Du lästerst!"

Sie warf sich auf ihre Kniee, Wange und Stirn marmorbleich; all ihr Leben leuchtete und glühete in den Augen allein. Sie streckte ihre Hände auf zu ihm, so flehend, so schön. Er aber riß sie auf vom

Boden, drückte sie an sein Herz und rief: „Antoinette, noch heute gebe ich Dir einen zweiten Namen, den edlen Namen meines tausendjährigen Geschlechts. Adieu, auf Wiedersehen!“ — Er eilte hinaus.

Draußen aber ging die Revolution mit Riesenschritten; doch was kümmerte sich Herr Audren von Kerdrel darum? — Im Seminar von Saint-Sulpice war ein junger Priester, der war des kleinen Audren Spielgenoß gewesen in der ersten Jugend und in der alten Bretagne; die Kerdrels hatten ihn seine Studien machen lassen; zu dem eilte der junge Edelmann. Am Abend war die unbekannte Geliebte eine sehr mächtige und sehr edle Baronin von Kerdrel.

Wochen, Monde verschwelgte das junge Paar im Arm der Liebe, und draußen sanken Schlag auf Schlag die edelsten Häupter Frankreichs und der finstere Schatten des Unheils bedeckte endlich auch den sonnigen Himmel der Liebe. Herr Audren wollte fliehen, es war zu spät! Er suchte seine Freunde, sie waren geflüchtet, hingerichtet, oder erwarteten den Tod im Gefängniß. Pein, Angst, Furcht, Entsetzen ringsum, überall!

Es kam ein Tag, da riß man den jungen Edelmann aus den Armen Antoinette's; man führte ihn in das Gefängniß bei den Carmelitern, da fand er viele seiner Freunde..

Und viele Tage kamen und täglich, lange, lange Stunden hindurch sah man eine junge bleiche Frau vor den Thoren des Gefängnisses der Carmeliter; sie harrte dort und wartete, bis eines Morgens auch Er auf dem entsetzlichen Karren saß, der die Verurtheilten zur Guillotine führte, auch Er, der junge, schöne Audren von Kerdrel. Da folgte die bleiche junge Frau dem Wagen zum Grèveplatz und sie stand still und schaute; als aber Audren's blühendes Haupt fiel, da sank sie stöhnend zusammen und lag kalt und todt auf dem kalten Pflaster.

Es kümmerte sich Niemand um sie. Das Volk verlief sich, als das gräßliche Schauspiel vorüber war; so lag sie auf dem Pflaster. Vorübergehende endlich bemerkten sie; Niemand kannte sie. Man rief einen Municipalbeamten, der kam mit seinen Leuten: gleichgültig schaute er in das zarte Angesicht der Todten; kalt und geschäftsmäßig befahl er: „Ein unbekannter Leichnam, nach der Morgue!“ —

IV.

Die Wiege der Chouannerie.

Zwischen der Bretagne und der Normandie liegt das Land Maine. Die Bewohner desselben, „Manceaux" geheißen, unterscheiden sich weder in ihrer Tracht, noch in ihren Gewohnheiten und Ansichten von den Hochbretagnern, so wie überhaupt der ganze Maine nur eine Fortsetzung der hohen Bretagne zu sein scheint. Dennoch ist eine Verschiedenheit zwischen den Stämmen, welche beide Länder bewohnen. Die Tapferkeit des Vendéers ist ritterlich, brillant; die des Bretagners ist stumm, die des Manceaux ist vernünftig, er ist der Holländer unter den französischen Stämmen und betrachtet die Kühnheit wie ein Kapital, welches man gut anlegen muß.

In diesem Lande lebte einst eine Familie, Namens Cottereau; es war das eine alte Familie; seit vielen Jahren schon waren alle Mitglieder dieser Familie Holzschuhmacher oder Schleichhändler.*)

Der Holzschuhmacher ist ein unentbehrlicher Mann in einem Lande, wo jeder Mann Holzschuhe (sabots) trägt, und der Schleichhandel mit Salz stand gar in einer Art von traditioneller Achtung in der Normandie, im Maine und in der Bretagne; man verehrte die Männer beinahe, die dem lästigen Gesetz trotzten, um das Salz, den Zucker der Armen, wohlfeil ins Land zu bringen.

Die Frauen der Cottereau gebaren ihre Kinder in den Wäldern, in Laubhütten, und die Kinder der Cottereau wurden groß im Walde und wuchsen auf wie junge Wölfe, und wenn sie größer wurden, trugen sie den langen Springstab*), mit dem sie über die hohen Hecken und die breiten Gräben setzten, und sie trugen ihn mit demselben Stolz, wie ein Marschall von Frankreich seinen Lilienstab. So waren die Cot-

---

*) Faux-saulniers; zum Unterschiede von versteuertem Salz, sel royal, hieß das unversteuerte faux-sel. Die auf das Salz gelegte Steuer, „gabelle", war die verhaßteste Steuer im Westen Frankreichs.

**) Ferte, zugleich eine gefährliche Waffe.

tereau allein im Wald ein wildes, scheues Geschlecht geworden, und man nannte sie nicht mehr Cottereau, sondern Nachteulen, Chouins oder Chouans.*) Da kam's, daß 'mal Einer des Geschlechts eine Ausnahme machte, sich selbst nicht ganz schlecht unterrichtete und allsonntäglich in die Meierei „unter den Birnbäumen" kam, um den Männern Legenden vorzulesen und den jungen Mädchen neue Weihnachtslieder zu lehren. Zwischen Weihnachtsliedern und Erntegesängen mochte der Cottereau des Meiers Tochter gar innig kennen gelernt haben; er liebte sie und Jeanne Moyne liebte ihn; der Meier aber konnte seine Tochter doch mit Ehren Keinem geben, der niemals Feld gebaut, darum wies er den Werber ab und befahl seiner Tochter, ihre Liebe für einen Andern aufzusparen. Die Tochter empfing des Vaters Befehl und sprach kein Wort dagegen; sie bat nicht und weinte nicht; einige Tage später aber war sie verschwunden aus der Meierei „unter den Birnbäumen", und zum Zeichen ihrer Nimmerwiederkehr lagen ihr Spinnrocken und ihre Suppenschüssel zerbrochen vor der Stallthür.

Cottereau erwartete seinen Weißkopf**) auf dem

*) So klingt chats-huants im Patois des Maine.

**) Tête blanche, so heißen alle Mädchen und Frauen im Maine wegen ihrer weißen Kopfbedeckung.

Wege nach Laval und führte Jeanne in den Wald von Coucise, wo seine Hütte stand. Hier aber erklärte ihm Jeanne Moyne, daß sie nicht anders bei ihm bleiben werde, denn als sein angetrautes Weib. Und er gehorcht ihr unbedingt. Am Sonntag gehen Beide nach St. Ouen des Toils. Die junge Dirne tritt allein in die Kirche, um mit dem Pfarrer zu sprechen, der aber liest gerade das Monitorium *) und erwähnt auch, daß in der Nachbarschaft eine junge Dirne großes Aergerniß gegeben, indem sie das Haus ihres Vaters verlassen habe und ihrem Liebhaber gefolgt sei. Der Priester forderte dieselbe auf, ihren Fehler vor der Gemeinde zu bekennen, und drohte ihr im Weigerungsfalle mit der Excommunication. Plötzlich erhob sich Jeanne Moyne, die bisher unter den andern „têtes blanches“ unerkannt gekniet, und sprach mit lauter Stimme ihr Sündenbekenntniß. Man kann sich

---

*) Vor der Revolution ganz allgemein im Westen, kommt das Monitorium jetzt nur noch sehr selten vor; es bestand darin, daß der Pfarrer seine Beichtkinder ermahnte, begangenes Unrecht gut zu machen, oder die Strafe dafür auf sich zu nehmen. Dieses Monitorium wurde dreimal wiederholt, nach dem dritten Male aber wurden die Schuldigen mit dem Banne belegt. Das Monitorium war eine wahre Macht in der Hand der Priester im Westen; man hat kaum ein Beispiel, daß sie dieselbe gemißbraucht hätten.

das allgemeine Erstaunen denken; der Pfarrer selbst wußte nicht, ob er die Jungfrau ob des Aergernisses der Störung strafen oder das tapfere Benehmen des jungen Mädchens loben sollte. Er entschloß sich endlich, ein Verhör mit ihr vorzunehmen, aber sie gab so gute Gründe an für ihr Handeln und war dabei so offen und ehrlich, daß die Frauen weinten und die Familienväter nichts zu tadeln hatten. Der Pfarrer aber empfahl das Paar den Gebeten der Gemeinde und verheirathete es am Abend en cachette. *)

Jeanne wurde die Mutter von vier Söhnen und zwei Töchtern, dann starb Cottereau und seine Witwe zog mit ihren Kindern auf ihr Vatererbe, die Meierei „unter den Birnbäumen“.

Der älteste Sohn der Witwe „unter den Birnbäumen“, wie Jeanne Cottereau allgemein genannt wurde, Jean, war bald der berühmteste Schleichhändler im Lande, und in Aller Munde waren die Streiche,

*) Diese geheimen Heirathen wurden von den Pfarrern im Westen sehr selten vollzogen, denn sie verletzen dabei das bürgerliche Gesetz im Interesse des kirchlichen Gesetzes und gehorchten dabei einer Inspiration ihres Gewissens, für die sie nur dem Bischofe verantwortlich waren. Sie stellten den insgeheim Vermählten ein lateinisches Certificat über die kirchliche Gültigkeit der Ehe aus, damit dieselbe nicht etwa in einer andern Gemeinde für Concubinat gehalten werde.

die er den Beamten der Gabelle spielte. Freilich ging's bei diesen Heldenthaten nie ohne Schläge, selten ohne Geld- und Gefängnißstrafen ab, denn die Keckheit der Gebrüder Cottereau, genannt Chouans, hatte bald alle Beamte alarmirt und die Aufmerksamkeit so erregt, daß die Schleichhändler keine Hand voll Salz über die Linie bringen konnten, ohne ergriffen zu werden. Jean Chouan warf in Folge dieser Aufmerksamkeit einen furchtbaren Haß auf die Beamten der Gabelle, und bei einem Zusammentreffen mit denselben war er so unglücklich, Einen zu tödten. Alle Genossen baten Jean, nach der Bretagne zu flüchten. „Es hat keine Noth!" sagte er, und am selben Abend noch wurde er ergriffen und zu Laval ins Gefängniß geworfen. Das Schicksal Jean's konnte nicht zweifelhaft sein, denn die Gabelle selbst war Richter in allen ihren eigenen Angelegenheiten. Die Witwe Cottereau begriff sofort die Gefahr ihres Sohnes. „Jesus, Maria!" rief sie, „der Jean wird gehängt!" Alsbald aber faßte sie Muth, nahm ihr bestes Paar Schuhe und machte sich auf den Weg.

Wie in Vendée und Bretagne, wie in der Normandie, so betrachtete auch in Maine jedes Haus irgend einen Grand-Seigneur als seinen natürlichen Beschützer, als seinen Patron, und die Cottereau ge-

hörten seit mehreren Geschlechtern schon zur Clientel des hochmächtigen Hauses Latrimouille, die sich in ihren verschiedenen Gliedern Herzöge von Latrimouille und Thouars oder Prinzen von Tarent und Talmond nannten.

Die Mutter Jean Chouan's lief zu dem Prinzen Talmond, aber unglücklicher Weise war derselbe nach Versailles gereist; er war bei Hofe. Eine Stunde fast saß die Witwe auf der Schloßtreppe, wie eine Verdammte, die auf den Todesstoß wartet, dann fand sie ihre Energie wieder: sie nahm ihr bestes Paar Schuhe in die Hand und machte sich auf den Weg nach Versailles. Am fünften Tage kam sie an in Versailles. Siebenzig französische Meilen war die treue Mutter gelaufen auf bloßen Füßen und hatte nichts genossen, als das Stück Brod, das ihr das Mitleid gab. Der Prinz von Talmond aber war leider nicht anwesend in Versailles, und fast verging der Witwe nun der Muth; sie kniete eine ganze Nacht hindurch vor dem Crucifix am Wege, da nahm sich ihrer der Kutscher des Prinzen Talmond an, das war ihr Landsmann aus Saint-Ouen des Toils, der sagte: „Ich will meine Stelle wagen, aber meiner Landsmännin dienen!" Er hob die Witwe in die Carosse seines Herrn, des Prinzen, und fuhr sie ins königliche

Schloß. Vor dem Wappen der Latrimouille am Schlage öffneten sich alle Gitter, und als König Ludwig XVI. die Stufen heruntertrat aus der großen Vestibule, da sprang die Wittwe Cottereau aus der Carosse des Prinzen Talmond, warf sich dem Monarchen zu Füßen und schrie: „Gnade, gnädiger Herr! Die Zöllner haben uns ruinirt, und jetzt wollen sie meinen armen Sohn hängen, weil er ein wenig Salz unversteuert ins Land gebracht. Rettet meinen Jean, gnädiger Herr, und sieben Christen werden täglich zu Gott für Euch flehen!“

Der gute König Ludwig war nicht wenig erstaunt über die Erscheinung einer Frau in einem ihm völlig fremden Costüm. Die königliche Dienerschaft wollte die Frau wie eine Närrin behandeln, aber der König befahl ihr, zu sprechen, und als er ihre Geschichte gehört, da bewunderte er den Heroismus der Mutter und fertigte sofort die Begnadigung für Jean Cottereau, genannt Chouan, aus.

Der König rettete Jean Cottereau vom Galgen, und Jean Cottereau rächte seinen König an der Republik, indem er den Aufstand im Westen entflammte. Jean Chouan war der erste Mann in Frankreich, der mit dem Ruf: Vive le roi! zum Gewehr griff gegen die Republik.

Jean Chouan hatte drei Brüder: der älteste hieß Pierre und war Holzschuhmacher, wie sein Vater; er war ein Mann, wie das Landessprichwort versichert, besser zum Melken der Kühe zu brauchen, als zur Vertheidigung derselben gegen die Wölfe. Der zweite Bruder François war Jean am ähnlichsten und Schleichhändler, wie er. Der jüngste Bruder hieß Réné, ein Mensch voll gewaltiger Leidenschaft und furchtbarer Energie, unbezähmbar und ohne Erbarmen, dabei von wilder Habgier beseelt.

Die Schwestern, Perrine und Rénée geheißen, verließen die Mutter und die Meierei unter den Birnbäumen nicht.

Kurz nach seiner Begnadigung und Freilassung begann Jean Chouan sein altes Gewerbe wieder und hatte sehr bald wieder das Unglück, einen Beamten der Gabelle zu tödten.

Wiederum machte sich die Witwe auf den Weg. Da der Prinz Talmond dieses Mal aber zu Haus war, so brauchte sie nicht nach Versailles zu gehen, und die Talmond retteten ihren Clienten dadurch, daß sie ihn aus dem Lande entfernten und ihn bei dem Regiment Turenne, das zu Lille in Garnison lag, als Soldaten einstellten. Jahr und Tag war Jean Chouan Soldat, aber er hatte das Heimweh nach dem Maine — er

desertirte und kam ganz naiv in der Heimath wieder an. Prinz Talmond, auf's Neue von der Witwe bestürmt, wußte sich kaum noch zu helfen; endlich verschaffte er sich eine lettre de cachet und sperrte Jean Chouan ein, um ihn vor der Verfolgung wegen Mord und Desertion zu schützen. Zwei Jahre saß Jean Chouan gefangen; er wurde ernst und fromm in der Einsamkeit; als ein fester Mann verließ er das Gefängniß. Prinz Talmond übergab ihm die Verwaltung einer Meierei.

Kurz darauf brach die Revolution aus; sie konnte keinen größeren Feind haben als Jean Chouan. Der König — Jean war großgezogen in der Verehrung für ihn — war ihm persönlich nahe getreten, er hatte seine Mutter in seinem Palast empfangen, sie kannte sein Antlitz und den Ton seiner Stimme; er hatte ihn begnadigt, und die Witwe unter den Birnbäumen versicherte täglich mit naivem Stolz: „Il y avait désormais quelque chose entre les Bourbons et les Cottereaus!“ *)

Mit stummem Grimm sahen Jean Chouan und seine Freunde die Revolution in immer größeren Ver-

---

*) Seitdem bestand ein Verhältniß zwischen den Bourbons und den Cottereaus.

hältnissen sich entwickeln. Da kam der Tag, an welchem der Convent — es war im August 1792 — die Bildung von Nationalgarden befahl.

Am 15. August wurden die jungen Leute des Kirchspiels Saint-Ouen des Toils dahin gefordert. Die Beamten saßen mit Dintefaß und Feder bereit und die Gensd'armen waren in Bewegung, auch waren die jungen Leute alle erschienen, aber sie blickten finster auf die Beamten, denn Dintefaß und Feder waren von je Gegenstände ganz besonderer Abneigung für das Volk im Westen. Als die Beamten nach den Namen fragten, antwortete ihnen wildes Geschrei; vom Geschrei kam's zu Drohungen und plötzlich schrie Jean Chouan, der also Alles geleitet hatte: „Fort mit der Nationalgarde!"

Die Gensd'armen wurden gestoßen und niedergeworfen.

„Wenn's der König befiehlt!" rief Jean Cottereau, „dann kommen wir Alle, Alle für den König!"

„Alle für den König!" schrie die Menge.

„Aber für die Nation kommt Niemand!" fuhr Cottereau fort.

„Niemand für die Nation!" schrie die Menge nach.

Danach verschwanden mit beispielloser Geschwindigkeit Dintefässer, Federn und Beamte, und die drei-

farbige Fahne mußte sonderbare Schmach leiden bei dieser Gelegenheit.

Der 15. August ist der Geburtstag der Chouannerie im Maine. An diesem Tage begann Cottereau mit seinen Freunden den Kampf gegen die Republik, nahm sein Hauptquartier im Walde von Misdon, zwischen der Schmiede zu Port-Brilles und dem Schlosse Olivet und machte Trion, genannt Miélette, zu seinem Lieutenant. Bei sich hatte Jean Cottereau auch den braven Godeau, der sich für einen halben Edelmann hielt, weil er eines Edelmanns Büchsenspanner ganzer drei Monate lang gewesen, Godeau, der sich für einen ganzen Gelehrten hielt, weil er eines Pfarrers Maulthier zwei Monate lang gepflegt und „Dominus vobiscum!" ins Französische übersetzen konnte. Die Gelehrsamkeit dieses Mannes sollte dem armen Jean später großen Schmerz bereiten.

François Cottereau war gern bei seinem Bruder, wohnte doch das „arme Kind" in der Nähe des Waldes von Misdon. Wer war das „arme Kind?" — Suson war klein, gebrechlich, nicht hübsch, ein armes Findelkind, aber sie war die beste Sängerin im Nieder-Maine, und François liebte das „arme Kind".

Die Chouans lagen einst im Walde von Pertre,

da rief Einer derselben, der eben den Rosenkranz betete, plötzlich: „Gott schütze mich, es donnert!“

„Donner im October?“ rief Lieutenant Miélette zweifelnd.

Jean Cottereau aber, der das Ohr an den Boden gelegt, sprang auf und schrie: „Donner — ja, es ist Kanonendonner! Die Vendée ist's, die da donnert, die königliche Vendée; sie kommt, uns einen Besuch zu machen; der Prinz von Talmond erwartet uns! Vorwärts auf Laval, meine Braven!“

Wirklich hatte sich der Prinz von Talmond, der die Kavallerie der königlichen und katholischen Armee commandirte, mit seinen alten Clienten in Verbindung gesetzt, und Jean Cottereau traf an der Spitze von 500 Mann in Laval ein.

In Laval hatte Jean Cottereau eine Ueberraschung. Als die Royalisten der Maine vor der katholischen Armee defilirten — sie waren etwa 5000 Mann stark und bildeten ein eigenes Corps, das man „petite Vendée“ nannte —, da kam zuletzt sein Bruder François, der hatte an einer Blessur am rechten Arme zwei Monate schon hoffnungslos daniedergelegen in der Meierei unter den Birnbäumen; aber als er den Kanonendonner der katholischen Armee vernommen, da hatte er sich erinnert, daß ihm doch noch ein Arm geblieben,

und er kam zur Armee, unterstützt von seiner alten Mutter, der Witwe unter den Birnbäumen, und von Suson, dem „armen Kinde“. Jean Cottereau weinte vor Stolz und Schmerz zugleich, als er seinen Bruder sah.

Nun folgten jene blutigen Tage von Chateau-Gonthier, Granville, von Dol und Laflêche, eigentlich eine Schlacht, die Tage lang ohne Aufhören donnerte. Der ritterliche Todesmuth im Westen rang vergebens gegen die riesenhafte Uebermacht der neuen Republik. Jean Chouan war neben seinem Prinzen von Talmond der Held dieser furchtbaren Tage, die selbst den bewährten Heldenmuth eines Stofflet brachen und den berühmten Wildmeister flüchtig sahen.

Wie wenig übrigens sich die Verhältnisse geändert hatten, trotz Heldenthum und Schlacht, trotz Republik und Revolution, sieht man aus einem Aktenstück, das der Prinz von Talmond am Abend der Schlacht bei Dol, wo Jean Chouan unzweifelhaft die Armee gerettet hatte, demselben ausstellte und in welchem der Prinz „dem Jean Chouan und allen seinen Nachkommen gestattet, so viel Holz, als sie irgend brauchten, aus seinen Forsten zu nehmen.“

Jean Chouan hielt das für eine köstliche Belohnung, und der Prinz, dessen Güter von der Republik

sämmtlich confiscirt waren, glaubte wie ein rechter Grand-Seigneur gehandelt zu haben. Derselbe Grand-Seigneur aber, der kein ganzes Hemd mehr hatte, schenkte am Tage darauf demselben Jean Chouan seinen Mantel.

Der Grand-Seigneur für sich, aber die soldatische Kameradschaft in Ehren!

Das Trauerspiel schloß endlich mit der Blutscene von Le-Mans. Die Erschöpfung der Royalisten war so groß, daß sie den Tod als eine Belohnung ersehnten und empfingen. Weiber, Kranke, Verwundete lagen auf den Straßen und Plätzen von Le-Mans; an dem Thore schlugen sich nur die vendéeischen Officiere noch, von militärischem Ehrgefühl festgehalten, und mit ihnen war Jean Chouan. Den todtwunden Bruder, die Witwe und Suson hatte er auf zwei Pferde gesetzt und ihnen zugerufen: „Fort! Seht nicht hinter Euch! Unter den Birnbäumen sehen wir uns wieder!"

Prinz Talmond vertheidigte sich bis auf den letzten Mann, und als die Republikaner endlich den Eingang forcirten, da mußte er seinem treuen Lehnsmann befehlen, zurückzugehen und sich und seine Braven dem Königthum zu erhalten.

Da ging Jean Chouan und lagerte wieder in seiner

alten Höhle im Walde von Misdon; sie waren noch 50 von 500 und sie schliefen 24 Stunden hintereinander.

Als sie erwachten, da kam die Trauer über sie. Der Tod hatte der Opfer zu viele gefordert und Jeder hatte einen lieben Kameraden verloren. Stumm und traurig saßen sie bei einander.

Horch! Gesang!

So singt das „arme Kind" allein; das ist Suson's Gesang!

Die Nacht ist finster, aber die Chouans springen auf und folgen den rührenden Klängen der Mädchenstimme; sie eilen und kommen zu dem kleinen Bach. Da sehen sie dicht vor sich das „arme Kind", das Haar im Nachtwinde fliegend und nur mit einem kurzen Röcklein bekleidet, watet Suson mit nackten Füßen durch den Bach, und am Zaum führt sie ein weißes Roß und das ist mit rothem Blut reichlich begossen. Auf dem Roß aber sitzt François Cottereau, aufrecht, unbeweglich, den Griff eines zerbrochenen Säbels in der Faust.

Jean ruft seinen Bruder — keine Antwort. „Wo ist meine Mutter, François Cottereau?"

„Da unten", antwortete Suson tonlos, „bei den Andern. Die Witwe fiel vom Pferd und die Blauen

gingen über sie, da nahm François die Zügel zwischen die Zähne und sprengte mit dem Säbel in die Blauen hinein; ich fand ihn nur mit Mühe wieder, nahm das Pferd am Zaum und führte ihn hierher. Ich habe auf dem Wege alle Lieder gesungen, die er liebte, aber er spricht nicht —

Toujours, toujours dedans mes chants,
J'irai pleurant et regrettant"

sang Suson wieder — eine andere Auskunft war nicht zu erlangen.

Das war ein schwerer Schlag für Jean Chouan — Mutter und Bruder hin! Aber der treue Royalist lud nur mit neuem Grimme seine Büchse, und wie ein Schrei des Zorns und der Rache klang sein „Vive le roi!" über die Gefilde des Maine.

Eines Tages stürzte Miélette außer Athem in das Lager der Chouans.

„Auf, Jean, auf!" rief der Lieutenant seinem Chef zu; „auf, heute ist der Tag, wo all' Dein Pulver verknallt werden muß!"

„Was giebt's, Bruder?"

„Der gute Herr von Talmond ist gefangen!"

Mit einem Satze sprang der Chouan auf: der treue Lehnsmann des edlen Geschlechts konnte keine erschütterndere Kunde erhalten. „Verhaftet, der gute

Herr!" schrie er. „Wo? Wer hat es Dir gesagt? Wohin führt man ihn?"

„Der Prinz ist zu Bazonge verhaftet; Beneche d'Or sagte es mir. Ich glaube, man führt ihn nach Ernée."

„Leihe mir Dein Gewehr, Bruder!" antwortete Jean Chouan und füllte seine Tasche mit Patronen.

„Was willst Du thun?"

„Ich gehe nach Ernée."

„Die Patauts*) sind dort!"

„Desto besser; ich werde genau erfahren, wohin mein Prinz gebracht wird."

„Du wirst gefangen werden, Bruder!"

„Hat keine Noth!"

Damit verschwand Jean Chouan. Zwei Tage blieb er aus, und sein Lieutenant glaubte ihn verloren, da erschien er wieder, das Gewehr unterm Arm.

„Nun?"

„Herr von Talmond ist zu Ernée", meldete der Chouan. „Man führt ihn nach Laval; ich werde benachrichtigt werden; unterwegs habe ich schon meine Anstalten getroffen: zwischen Grenelle und Laval werden

---

*) Verstümmelung von patriotes, wie sich die Republikaner nannten.

wir die Patauts überfallen und den Prinzen befreien."

„Gut. — Da ist ein Brief für Dich, den ein Bettler brachte."

Verlegen drehte der Chouan den Brief in den Händen. „Weißt Du nicht, was drin steht?"

„Nein!"

„So muß man ihn also lesen!" meinte Cottereau zögernd.

„Gewiß!" lachte Miélette, „aber da wir Beide leider keine Brillen besitzen, durch die wir lesen können, so müssen wir wohl den Godeau rufen. Hierher, Dominus vobiscum!"

Der Gelehrteste unter den Chouans im Nieder-Maine erschien mit seiner gewöhnlichen stolzen Gleichgültigkeit; er nahm den Brief mit wichtiger Miene, öffnete ihn gravitätisch und erklärte dann, der Brief habe keinen Sinn, es müsse sich Jemand einen Scherz gemacht haben.

Miélette meinte eine List der Blauen in der Sendung dieses Briefes zu wittern und stellte doppelte Posten aus.

Zwei, drei Tage vergingen; Jean erhielt keine Nachricht über seinen Prinzen. In der vierten Nacht machte er sich, von Unruhe gefoltert, auf und ging

nach Saint-Ouen; er kam bald genug wieder, außer sich vor Zorn und Schmerz.

„Wo ist Godeau?“

Godeau kam.

Jean packte ihn wüthend bei der Brust und schrie: „Hast Du mir nicht den verdammten Brief vorgelesen?“

„Ja!“ erwiederte Godeau.

„Und hast Du mir nicht gesagt, es stände nichts drin?“

„Ich habe nichts drin gesehen!“ stotterte Godeau.

Der Chouan ließ den Gelehrten los, schlug beide Hände vor sein Gesicht und weinte laut.

„Bruder“, rief Miélette, „sprich!“

„In dem Briefe“, erklärte Jean, während die Thränen über seine Wangen liefen, „war die Anzeige von dem Rendezvous im Holz von Aulai. Sie haben meinen guten Herrn von Talmond vorübergeführt und Jean Chouan war nicht da, und vor drei Tagen haben sie ihn gerichtet zu Laval und Jean Chouan war nicht da, und der gute Prinz wird im Himmel meiner alten Mutter sagen, daß ich ihn verlassen hätte in seiner Todesnoth!“

Jean Chouan hatte noch nicht ausgesprochen, als die Chouans schon den armen Godeau ergriffen, ihm die Augen verbunden und ihn mit sich fortgerissen

hatten. Sie hielten ihn für einen Verräther, der, um hohen Lohn etwa, einen ihrer größten Chefs im Westen an das Mordmesser der Republik geliefert.

Godeau kämpfte noch immer mit sich; erst als er am Boden lag und fünf Gewehre auf seine Brust gerichtet waren, bekannte er, daß er gar nicht lesen könne. Miélette schenkte ihm das Leben und die Chouans wendeten dem Elenden verächtlich den Rücken.

Seit Prinz Talmond's Tode wurde Jean Cottereau nie wieder ruhig: er jagte die Blauen wie wilde Thiere, und sie jagten ihn, wie man den Wolf jagt.

Der Bürgerkrieg vergiftete sich immer mehr.

Auf François Cottereau's Grabe auf dem Kirchhofe von Olivet saß das „arme Kind“ und sang mit leiser klagender Stimme die Lieblingslieder des verstorbenen Geliebten. Aus Haß gegen den Bruder gruben die Blauen François Cottereau's Leiche aus, schnitten ihr den Kopf ab, trugen ihn auf eine Pike gesteckt nach Grenelle und nagelten ihn daselbst an den Galgen. Suson, das „arme Kind“, sang nicht mehr; stumm saß sie unter dem Galgen; die Blauen befahlen ihr zu gehen, sie hörte nicht, und die Blauen schossen sie todt.

Die Chouannerie im Nieder-Maine erhob sich

immer gewaltiger. Nach den Gefechten von Rouge-Fenbourgon, Saint-Marché, Grand-Mail u. s. w. war Jean Cottereau fast Herr im Lande, und die Blauen griffen zu den grausamsten und unerhörtesten Gewaltmitteln.

Um diese Zeit nahm man René, den jüngsten Bruder Jean's, gefangen und verbrannte seine Hütte. René entkam aus dem Gefängniß, und nun hatte man einen Teufel gegen sich aufgerufen, vor dessen blutiger Grausamkeit und entsetzlicher Energie Jean Cottereau und seine wildesten Genossen Abscheu und Furcht hatten. René schoß Alles nieder, was ihm in den Weg kam. Die thierische Wuth dieses Bruders wurde Jean so entsetzlich, daß er ihm Ekel vor dem Kampf einflößte, und seine Freunde hörten ihn um diese Zeit oft sagen: „Die Cottereaus haben so viele Geschöpfe Gottes getödtet; Gott wird das nicht ungerächt lassen."

Dieses prophetische Wort sollte sich bald genug erfüllen.

Die beiden Schwestern der Brüder Cottereau wurden gefangen. Jean fand seine alte Energie wieder, aber es gelang ihm nicht, seine Schwestern zu retten. Die Republik hielt ihre Beute fest.

Miélette, sein Getreuer, mußte ihm die Todesbotschaft bringen.

Sie sahen sich nicht an, der Chouan und sein Lieutenant, bei diesem Gespräch.

„Sie sind todt?“ fragte er.

„Sie haben Dir keine Schande gemacht!“ antwortete Miélette.

Und nun erzählte er leise, wie die beiden jungen Mädchen zum Tode gegangen waren. Rénée, die noch nicht 16 Jahre alt war, hatte ein wenig geweint, Perrine aber hatte ihr ernsthaft Muth eingeredet, sie hatte das zarte Kind unterstützt, hatte ihm auf die Guillotine geholfen und es zuerst sterben lassen, um ihm den Anblick ihres Todes zu ersparen; dann, erzählte Miélette weiter, habe sie das Schaffott bestiegen, stolz und kräftig, wie wenn sie in die Kirche ginge. „Vive le roi! et vive mon frère Chouan!“ hatte sie gerufen, dann war auch auch ihr lockigt Haupt gefallen.

Miélette brachte dem Bruder ein Tuch, das hatte er in der Schwestern unschuldiges Blut getaucht.

Kurz darauf trafen in einem Gefecht bei der Meierei von Lababinière mehrere Kugeln den Chouan; seine Leute trugen ihn in sein Placis im Walde Misdon zurück. Der kühne Royalistenchef war zum Tode verwundet, aber Bewußtsein und Ruhe verließen ihn nicht einen Augenblick; fast einen ganzen Tag lebte er noch, und weinend standen die harten Gesellen des blutigen

Krieges um ihn und vernahmen seine Ermahnungen, treu auszuharren im Kampf für den König und die katholische Kirche. Er ernannte erst seinen Nachfolger, gab Allen seinen Segen und starb „wie Heilige sterben", sagten die Chouans, die zugegen waren. Und sie bereiteten ihm sein Grab im tiefsten Waldesdunkel mit großer Vorsicht, auf daß es die Blauen nicht fänden. Dort schläft der Vater der Chouannerie, ein Parteihäuptling ohne Gleichen, weil ohne Ehrgeiz.

V.

Der Templerhof zu Paris.

Ein Bild.

Eine schöne Thränenweide stand in einem stillen Klostergarten: sie ragte empor über frische Sträucher und duftige Blumen; eine einfache Barriere von Holz schied diesen Platz von dem Garten — das war die Stelle, wo jener Templerthurm gestanden, aus welchem, bis auf eine Prinzessin, eine ganze Königsfamilie auf's Schaffott oder ins Grab stieg. Das böse Gewissen des Pariser Volkes grollte dem grauen Thurm, dem ernsten Mahner an die begangene Frevelthat: der Thurm verschwand. Aber auch die letzte Erinnerung an das Sterbe- und Marterbette der königlichen Familie sollte schwinden, denn als im Jahre 1848 die Revolte wieder einmal siegreich über das blutige Pflaster von Paris schritt, da trat sie auch

jene Trauerweide und jene Blumen nieder. Es wurde eine Straße mitten durch den Garten gelegt, und jetzt schon weiß kaum Einer mehr genau die Stätte zu bezeichnen, wo der Templerthurm gestanden.

Um Mitte des zwölften Jahrhunderts schon hatte der ritterliche Orden der Tempelherren die Stätte erworben, wo er einen Templerhof, eine Tempelfreiheit, eine eigene Gemeinde, Ville-Neuve du Temple, begründete. In Mitten dieser Tempelfreiheit erhob sich ein mächtiges Gebäude, dessen Erbauer war der Ordensschatzmeister Bruder Hubert, gestorben 1212. Dieses Gebäude bestand aus einem viereckigen Donjon, über hundertfunfzig Fuß hoch ohne Dach, dessen Mauern neun Fuß stark waren. Mit vier runden Thürmen waren die Ecken des Donjons besetzt; ein massiver Anbau auf der Nordseite war ebenfalls von zwei runden Thürmen flankirt. Das war der Hauptbau des Pariser Templerhofs; er enthielt den Schatz und das Arsenal des Ordens.

„Wie ein Meteor erschien und verschwand der Templer-Orden in der Weltgeschichte“, sagt Vertot; sein Haupthaus in Frankreich, die villa nova templi zu Paris, wurde eine königliche Residenz und kam endlich an den ritterlichen Orden St. Johannis vom Spital zu Jerusalem. Der Großprior des Johanniter-

Ordens in Frankreich nahm seinen Sitz in dem ehemaligen Templerhofe, der unverändert seinen alten Namen bewahrte. Doch residirte der Großprior nicht in dem alten Haupthause, sondern in einem kleinen Hotel zwischen Hof und Garten, das an einer Ecke der alten Templerfreiheit im sechszehnten Jahrhundert erbaut wurde. Man nannte diese höchst bescheidene Residenz sehr mit Unrecht einen Palast, palais du Grand-Prieur. Das Haupthaus, der alte Donjon mit seinen Thürmen, diente zur Aufbewahrung verschiedener Archive und enthielt die Wohnung einiger untergeordneter Beamten.

Am 13. August 1792, Abends um 7 Uhr, hatte man Ludwig XVI. und seine Familie, begleitet von einigen treuen Dienern und Dienerinnen, nach dem Templerhofe gebracht. Man ließ die fürstlichen Gefangenen im Palaste des Großpriors absteigen: der König hoffte schon, daß man ihn dieses Gebäude bewohnen lassen werde. Er täuschte sich, denn Abends nach zehn Uhr führte man ihn und die Seinigen bei Fackellicht nach dem alten Tempelthurme, um ihm auch nicht den geringsten Zweifel mehr zu lassen, daß er ein Gefangener seines eigenen Volkes sei. Da aber der eigentliche Donjon völlig vernachlässigt war, so wurden die königlichen Gefangenen einstweilen in

dem Anbau auf der Nordseite, dem sogenannten kleinen Thurm, untergebracht. Hier blieb der König selbst vom 13. August bis zum 29. September, die Mitglieder der königlichen Familie bis zum 26. October; in der Zwischenzeit wurde ihr eigentliches Gefängniß im Donjon oder im dicken Thurme, wie man gewöhnlich sagte, in Bereitschaft gesetzt.

Seit die königliche Familie in den dicken Thurm übergesiedelt, waren die Räumlichkeiten desselben folgendermaßen vertheilt: Im Rez de Chaussée diente die gewölbte Halle den Municipal-Officieren, die nicht gerade Dienst hatten, als Aufenthalt. Von den kleinen Gemächern, welche die Eckthürme bildeten, war das erste das Cabinet des Commissärs, das zweite wurde als Holzstall benutzt, das dritte als Garderobe, im vierten Thurm befand sich die Treppe. Im ersten Stockwerk war die Wachtstube der Municipaux; die Waffen waren um den riesigen Pfeiler in der Mitte gruppirt, der durch alle Stockwerke ging; einige schlechte Tische und ein Paar hölzerne Pritschen bildeten das ganze Ameublement; die Thurmgemächer dienten den wachhabenden Officieren als Cabinette. In dem zweiten Stockwerk war die Wohnung des Königs. Hier war der Raum durch Bretterwände in ein Vorzimmer und drei Gemächer abgetheilt. An die Wand des Vor-

zimmers hatte man ein Exemplar der „Declaration der Menschenrechte“ geklebt; auf dem Kamin im Zimmer des Königs, das der Treppenthür gerade gegenüber war, stand eine Uhr, — man nahm sie aber wieder fort, weil auf dem Zifferblatte der Name des Verfertigers stand, Lepaute, mit dem Zusatze: horloger du Roi! Dafür hatte man mit einer wahrhaft kindischen Geflissentlichkeit überall republikanische Inschriften angebracht. Im Zimmer des Königs stand auch das kleine Bett des Dauphin. Das dritte Stockwerk, das Gefängniß der Königin und der beiden Prinzessinnen war mit geringen Abweichungen eben so eingerichtet, wie das zweite; das vierte Stockwerk war leer.

Aus diesen Räumen ging erst der König, dann die Königin, dann des Königs fromme Schwester Madame Elisabeth von Frankreich auf's Schaffott. In diesen Räumen erlosch unter Schändlichkeiten, die als ein ewiger Vorwurf, als eine nie zu tilgende Schmach in der Weltgeschichte auf dem französischen Volke lasten werden, das Leben des königlichen Knaben und das Königthum Ludwig's XVII. — und allein blieb mit ihrem Schmerz und ihrer Trauer das junge Mädchen, das man die Waise des Tempels nannte, jene vielgeprüfte und bewährt gefundene Herzogin von An-

goulême, die Königstochter, die dreimal flüchten mußte aus dem Lande, dem Erbtheil ihrer Väter, und die nun in fremder Erde begraben liegt!

Als Tod und Exil das Gefängniß leer gemacht, da wurde der Tempelthurm, die Stätte, wo das Königthum so furchtbar gelitten, ein Gegenstand der Verehrung für die Royalisten. Mit Mühe erhielten Einige Erlaubniß, die durch das Unglück geweihten Räume zu besuchen. Die Getreuen suchten nach den Spuren, welche die fürstlichen Bewohner etwa hinterlassen. In den Zimmern des Königs fanden sich wohl verschiedene Inschriften, doch keine von der eigenen Hand des königlichen Gefangenen; im Gefängniß der Prinzessinnen nichts von der Königin, nichts von der Prinzessin Elisabeth. Diese drei Opfer fanden noch immer einige Herzen, zu denen sie reden, denen sie klagen konnten; sie hatten noch nicht nöthig, sich mit ihren Gefühlen an die stumme Wand, an den todten Stein zu wenden. Der Dauphin und Marie Therese, die unglücklichen Königskinder, zur Einsamkeit verdammt, hatten keinen andern Vertrauten mehr als die Mauern ihres Kerkers. In der Kammer des Dauphin fand man nur zwei Andenken, welche die Hand des unglücklichen Königskindes zurückgelassen auf Erden; dicht am Ofen war eine Blume gezeichnet, und nicht

weit davon stand die Inschrift: „Maman, je vous pr....“ Hatten ihm die Kräfte gefehlt, den Satz auszuschreiben? Hatte ihn eine Drohung seines Peinigers, des schändlichen Schusters Simon, oder der rohe Anruf eines Municipalgardisten unterbrochen?

Von der Schwester fand sich mehr, da fanden sich im Vorzimmer schon in die Tapete an einer Fensterbrüstung mit der Nadel die rührenden Sätze eingegraben:

Marie Thérèse Charlotte est la plus
Malheureuse personne du monde.
Elle ne peut obtenir de savoir des nouvelles
De sa mère, pas même d'être réunie à elle,
Quoiqu'elle l'aît demandé mille fois;
Vive ma bonne mère que j'aime bien
Et dont je ne peux savoir des nouvelles.

Einige Wochen, nachdem die Prinzessin den Tempelthurm verlassen, wurden einige politische Gefangene dort eingesperrt; der ehemalige Conventsdeputirte Rovère befand sich unter denselben und er besuchte das Gefängniß der Königstochter. Da bemerkte er einige mit Bleistift geschriebene Worte an der Wand; er trat näher und las:

Oh mon père, veillez sur moi du haut du ciel!
Oh mon Dieu, pardonnez à ceux qui ont fait mourir mes parents!

Rovère gehörte zu diesen Königsmördern; er wendete sich zitternd ab und verließ das Gemach. „Es war mir, als hätte mich Gottes Finger berührt", so erzählt er selbst; „mein Gewissen trieb mich hinaus."

Die rührendste von allen Inschriften, die sich im alten Donjon befanden, war zugleich auch die einfachste: sie befand sich im Schlafgemach der Königin in der Thürleiste. Da stand von der Hand der Königin mit Bleistift geschrieben: „27. März 1793 vier Fuß, zehn Zoll, drei Linien", und tiefer unten: „drei Fuß, zwei Zoll." Das war das Maaß der Größe ihrer Kinder; die Königin wollte wissen, wieviel ihre Waisen wuchsen im Kerker.

In den Vorsälen und Gängen wimmelten die Wände von schlechten Inschriften und Spottliedern; zahllose Guillotinen waren dort angemalt, auch fehlte es nicht an Hinrichtungsscenen. Unter einer derselben stand: „Le tyran crachant dans le sac." Das Bild sollte also die Hinrichtung des Königs darstellen; „cracher dans le sac" war eine der spöttischen Jacobinerbezeichnungen für „guillotinirt werden". Eine andere Hand aber hatte unter diese Inschrift geschrieben: „Celui que Vous injuriez ici, a demandé grâce pour Vous sur son échafaud." Unter einem anderen Spottliede fand man den Spruch: „Sa vertu fut moins

brillante, mais elle fut plus solide que son trône!" Besonders zahlreich waren die Carricaturen auf die Königin, mit Unterschriften wie: „Madame Veto partant pour la justice", oder „l'Autrichienne à la danse." Daneben aber wieder Bibelsprüche oder sonst fromme Sprüche von anderer Hand. Wir könnten noch viele Inschriften aufführen: Herr von Beauchesne hat mit großer Treue aufbewahrt, was er zu finden vermochte; die citirten aber werden hinreichen zur Charakteristik.

Der Tempelthurm blieb ein Gefängniß, bis sich Napoleon Bonaparte der obersten Gewalt bemächtigte; er hinderte den Verkauf des Grundstücks, der bereits verfügt war: der Tempelthurm durfte kein Privatbesitz werden. Darin hatte Napoleon das volle Gefühl eines Herrschers: er haßte alle Erinnerungen, welche demüthigend waren für das Andenken Derer, die vor ihm über Frankreich geherrscht, aber er wollte auch die Erinnerungen nicht, welche seiner eigenen Herrschaft Eintrag thun mußten. Der alte Thurm war ein Zeuge der wahnsinnigsten Pöbeltyrannei, die je geübt wurde, aber er war auch ein Zeuge des Leidens der königlichen Bourbonen. Der neue Herrscher wollte nicht, daß der Thurm das Volk von Paris daran erinnere, wie ein Beherrscher von Frankreich

jemals ein Gefangener gewesen; aber er wollte auch nicht, daß sich durch ihn das Volk seiner alten Könige erinnere. Der Thurm mußte verschwinden.

Am 3. Juni 1808 erließ der Reichs-Senateur und General-Polizeiminister Fouché eine Ordre, kraft welcher die siebenzehn Personen, welche damals im Tempelthurm gefangen saßen, nach Vincennes transportirt wurden. Unter diesen siebenzehn letzten Gefangenen, welche im Tempelthurm saßen, befanden sich auch die Gebrüder Polignac. Der Aeltere, Herzog Armand von Polignac, war bekanntlich später Gardecapitain König Karl's X.; der Jüngere, Fürst Julius von Polignac, 1830 der letzte Conseilpräsident desselben Königs. Diese beiden Brüder haben ihr Leben lang Alles getheilt: sie emigrirten zusammen, sie kämpften und complottirten gemeinschaftlich für das Königthum; sie wurden zusammen gefangen, zusammen zum Tode verurtheilt, zusammen befreit; zusammen genossen sie königliche Dankbarkeit für ihre felsenfeste Treue, sie gingen beide ins Exil mit ihrem Könige und starben endlich beide im Monat März 1847. Die Polignacs haben viele politische Gegner gehabt, aber keiner derselben hat ihnen seine Achtung versagt; „sie kannten nur die Kirche, den Kerker und den Königspalast", sagt einer ihrer politischen Widersacher

von ihnen. Bekanntlich ist die Nachkommenschaft des Fürsten Julius Polignac jetzt in Baiern angesessen.

Als der Tempelthurm geräumt war, wurde er auf Abbruch verkauft; ein Pariser Bürger, Robert Morel, erstand ihn für 33,100 Francs am 7. October 1808. Er hatte eine schlechte Speculation gemacht; er wollte nämlich die Neugierigen für Geld eintreten lassen in diese Räume, das aber untersagte ihm die Regierung. Die Zerstörung begann ihr Werk; viele Royalisten kauften durch Vermittelung der Arbeiter Andenken an das Gefängniß ihres Königs, Glasscheiben, Fensterrahmen, Parquetstücke, Marmorsimse von den Kaminen u. dergl. m. Man findet in Paris noch in vielen Familien theuer und hochgehaltene Denkzeichen der Art. Endlich, als die Mauern eingerissen werden sollten, wurde der Eintritt freigegeben; eine ungeheure Menschenmenge drängte sich in den Templerhof; man sah ältere Leute, die laut weinend den jüngeren die einzelnen Stätten bezeichneten; es herrschte eine so gewaltige Aufregung, daß die Polizei bedenklich wurde. Unter Verwünschungen gegen die Mörder zeigte man die Fontaine, zu welcher die Wüthenden die Leiche der Prinzeß von Lamballe geschleppt; das Fenster, an welchem die Königin stand, als man ihr den abgeschnittenen Kopf der gemordeten Freundin zeigte; das

Thurmgemach, in welchem der König zuletzt gebetet; — einen Stein nahm wohl Jeder zum Andenken mit. Im Jahre 1789 trug man Ringe und Busennadeln, in welche Steine aus der zerstörten Bastille gefaßt waren; 1808 trug man Schmucksachen mit Steinen vom Tempelthurm.

Der mächtige alte Bau verschwand spurlos im Jahre 1811; die kaiserliche Regierung aber ließ einen Garten auf der Stätte anlegen und richtete das ehemalige Palais des Großpriors für das Ministerium des Cultus ein. Doch hat diese Behörde nicht Besitz von den ihr bestimmten Räumen genommen: die Restauration des Königthums gab denselben eine passendere Bestimmung.

Ludwig XVIII. übergab das ehemalige Palais des Großpriors, so wie das ganze Terrain, das noch übrig war von dem ehemaligen Templerhofe, dabei den Garten, in welchem der Tempelthurm gestanden, seiner Cousine, der Prinzessin Louise Adelaide von Condé, welche vor der Revolution Aebtissin von Remiremont gewesen war. Diese aber verwandelte den Palast in ein Kloster der Benedictinerinnen, dessen Superiorin sie selbst wurde. Blumen blühten da, wo Ludwig XVI. gelitten; die Gebete und Gesänge der frommen Frauen wurden laut an der Stätte, wo die drei fürstlichen

Frauen geweint und geseufzt und wo Ludwig XVII. seine junge Seele ausgehaucht — man hätte das nicht stören sollen! —

Man hat es gethan. Eine Straße durchschneidet jetzt den ehemaligen Garteh, der Lärm des Tages rauscht achtlos hin über die Stätte, und vom alten Templerhofe zu Paris ist nichts weiter übrig, als furchtbare und rührende Erinnerungen. Auf der Plinthe der Kapelle aber, welche die fromme Tochter des Hauses Condé in dem ehemaligen Palais des Großpriors begründet, liest man die ernste Mahnung: Venite, adoremus! —

VI.

Die Prophezeiung des Cazotte.

Eine historische Notiz.

Flacher Rationalismus, crasser Unglaube, heilloses Weltbürgerthum, öder Nützlichkeitsdünkel und phrasenhafte Sentimentalität gehören allerdings zur Signatur des verwichenen Jahrhunderts, das sich, vielleicht nicht ganz ohne Ironie, das philosophische zu nennen liebte. Das achtzehnte Jahrhundert hat sich selbst überschätzt; und wenn es noch heute von Einigen überschätzt wird, so werden sie wohl wissen warum, oder gehören sie zu den Unverbesserlichen. Von den Meisten wird das achtzehnte Jahrhundert unterschätzt, in zu hohem Grade mißachtet: es ist nicht so schlimm, wie man jetzt anzunehmen allgemein geneigt ist. Der flache Rationalismus, der sich auf dem Katheder spreizte, wurde doch der Kanzel nicht überall Meister, und wo er die

Kanzel gewann, da stellte sich ihm noch die alte Hausandacht entgegen. Der crasse Unglaube rief eine Reaction hervor, die sich nicht nur in falscher Wundersucht, sondern auch in ernster Gläubigkeit und frommer Begeisterung kundgab. Gegen das Weltbürgerthum trat als erste That der junge preußische Patriotismus auf, und dem Nützlichkeitsdünkel und der Sentimentalität gegenüber lehrte die Erhebung der deutschen Literatur, daß der Mensch doch nicht von Brod allein lebe und daß der ächte William Shakespeare eine passendere Nahrung sei als der unächte Ossian. Noch im achtzehnten Jahrhundert selbst erhob sich von allen Seiten die Reaction; Protestanten und Katholiken wetteiferten, ihr Contingent zur Armee dieser Reaction zu stellen, und damals sind Schlachten geschlagen und Siege gewonnen worden, die man ungerechter und undankbarer Weise der Vergessenheit übergeben hat. Namentlich sind in protestantischen Kreisen mehrere der Hauptkämpfer gegen den Geist des philosophischen Jahrhunderts, welche die Katholiken gestellt haben, fast ganz vergessen, und auf Einen dieser Männer möchten diese Zeilen die Aufmerksamkeit besonders richten, weil ihm eine merkwürdige Prophezeiung zugeschrieben wird, und zwar eine Prophezeiung, welche in allen einzelnen Punkten ihre Erfüllung gefunden

hat. Wir meinen den französischen Schriftsteller Cazotte.

Jacob Cazotte war 1720 zu Dijon, der Hauptstadt von Burgund, geboren, wo sein Vater Archivarius der Stände von Burgund war, — eine Charge, welche, wenn sie auch nicht gerade bedeutend war, doch immerhin ihrem Inhaber eine Art von persönlichem Adel verlieh, wie das im alten Frankreich mit vielen Stellen der Fall war. Auch sonst war die Familie Cazotte angesehen und seit langer Zeit angesessen am Orte. Jacob Cazotte wurde im Jesuiter-Collegium seiner Vaterstadt erzogen, vollendete unter Leitung eines älteren Bruders seine Studien in Paris nnd erhielt durch die Vermittelung eben dieses Bruders, im jugendlichen Alter fast, eine Stelle in der Marineverwaltung. Als Controleur wurde er 1747 nach der Insel Martinique geschickt und avancirte dort zum General-Commissär. Ueber Cazotte's Leben in Martinique hat man nur sehr dürftige Nachrichten: seine Stellung war, nach Allem, was wir vernehmen, eine sehr angesehene und einträgliche; seine ernste, aber zugleich auch milde und freundliche Weise gewann ihm große Zuneigung, die sich bedeutend steigerte, als er 1759 bei der Vertheidigung von Martinique gegen die Engländer die höchste Bravour zeigte und nicht gemeine militärische

Kenntnisse verrieth. Das Fort St. Pierre soll wenigstens mit durch Cazotte's Bemühungen erhalten worden sein. Trotz alledem aber scheint Cazotte auf Martinique die Einsamkeit sehr geliebt und ein stilles, zurückgezogenes Leben geführt zu haben. Uebrigens vermählte er sich auf jener Insel mit der schönen Elisabeth Roignon, deren Vater Oberrichter auf Martinique war.

Cazotte hatte ein bedeutendes Vermögen erworben und erheirathet, als er sich entschloß, nach Frankreich zurückzukehren, um die Erbschaft seines älteren Bruders anzutreten, vielleicht auch um seine Gesundheit zu schonen, da das Klima der Antillen ihm nicht zusagte. Von dem erworbenen und erheiratheten Vermögen aber brachte er nichts nach Frankreich. Er hatte es (wie man sagt, 50,000 Thaler) dem Superior der Jesuitenmission auf Martinique, dem berüchtigten Pater Lavalette, übergeben und Wechsel auf Frankreich dafür übernommen; diese Wechsel wurden protestirt und Cazotte kam um die ganze Summe, denn bekanntlich machte der Pater Lavalette Bankerott, was mit eine Hauptveranlassung zur Aufhebung des Jesuitenordens wurde. Es scheint nicht, daß der Verlust seines Vermögens Einfluß auf Cazotte gehabt; auch blieben ihm zum mäßigen Leben und zur Erziehung

seiner Kinder Einkünfte genug aus der Erbschaft seines Bruders. Jetzt erschienen die Schriften, die ihm einen geachteten Namen in der französischen Literatur verschafften. Zuerst, 1763, sein „Olivier“, ein etwas frostiges Heldengedicht, das in sehr guter Prosa geschrieben ist und noch heute von den Franzosen bewundert wird. Von Cazotte's anderen Schriften ist die bedeutendste „der verliebte Teufel“, eine Novelle, welche 1771 erschien. „Der verliebte Teufel“ ist ein in jeder Beziehung ausgezeichnetes Werk; es vereint reiche Phantasie und tiefe Gedanken mit der anmuthigsten Darstellung. Dieses Werk sollte einen bedeutenden Einfluß auf das ganze Leben des Dichters haben, denn es brachte ihn in Verbindung mit den Martinisten. Cazotte hatte in seiner Novelle nämlich die dämonischen Versuchungen, denen sein Held ausgesetzt wird, mit einer solchen Meisterschaft geschildert, daß die Martinisten aufmerksam auf ihn wurden, ihn aufsuchten und von ihm Aufschlüsse über die Geisterwelt zu erlangen hofften. Sie waren nicht wenig erstaunt, aus seinem Munde zu vernehmen, daß das, was sie für ein Ergebniß höherer Kenntniß hielten, lediglich poetische Schöpfung sei.

Die Martinisten haben ihren Namen entweder von Louis Claude de Saint-Martin, geboren 1734 zu

Amboise, gestorben 1803 zu Paris, oder von dessen Lehrer Martinez Pasquali. Sie lehrten eine tiefsinnige Mystik, die, wenn auch von Ausschreitungen nicht frei, doch immerhin eine kräftige Reaction gegen den Geist der damaligen Zeit bildete und noch heute Anhänger haben soll. *) Ein Hauptwerk der Martinisten ist das bekannte Buch „Des erreurs et de la vérité“, das auch in Deutschland großes Aufsehen machte und namentlich den höchsten Zorn der Berliner Rationalisten erregte, als es in einer deutschen Uebersetzung von Matthias Claudius, dem „Wandsbecker Boten“, erschien (Breslau 1782). Es ist hier nicht unsere Absicht, näher auf die Martinisten einzugehen, Cazotte wurde auch nicht eigentlich Martinist, aber der Umgang mit ihnen bestärkte ihn in seiner angeborenen Neigung zur religiösen Innerlichkeit, im Glauben an

*) Nach der „Histoire de la société française pendant la révolution, par Edmond et Jules de Goncourt“ sind die Martinisten in Preußen entstanden und mit Pernetty nach Frankreich gekommen. Sie zählten während der Revolution mehr als 10,000 Anhänger. Ihre politische Hauptlehre war: die Auflehnung gegen die Könige ist ein Verbrechen; wenn sie gut sind, so sind sie eine Gnade Gottes, wenn sie böse sind, eine Züchtigung für die Völker. Es wäre interessant, diese angebliche preußische Abstammung der Martinisten zu verfolgen. Das erwähnte Buch nennt den Dichter Pernetty als Stifter; der Name klingt nicht sehr preußisch.

eine übersinnliche Welt und an die Möglichkeit eines Verkehrs mit derselben. Cazotte zog sich nicht von der Welt zurück; er lebte im Gegentheil viel in den literarischen Kreisen von Paris, in milder aber ernster Weise durch Lehre und Beispiel gegen den herrschenden Materialismus kämpfend. In vielen Werken aus jener Zeit ist seiner gedacht. Der Eindruck, den seine Persönlichkeit machte, muß ein mächtiger gewesen sein; denn selbst die entschiedenen Gegner seiner Ansichten und Ueberzeugungen, die er nie verhehlte, sprachen mit einer unverkennbaren Achtung von ihm. Cazotte durfte in den Kreisen der Philosophen von damals sein Christenthum offen bekennen, ohne ausgelacht zu werden. Das war ein Großes in dem Paris jener Zeit. Uebrigens schrieb Cazotte noch mehrere Novellen und viele Gedichte, doch steht Alles dem „verliebten Teufel" nach; seine gesammelten Werke sind 1816 zu Paris in vier Bänden erschienen.

Was nun die Prophezeiung betrifft, welche von Cazotte herrühren soll, so ist zunächst zu bemerken, daß dieselbe allerdings erst dann durch den Druck bekannt geworden ist, als sie schon erfüllt war. Soviel wir wissen, war es Jean François von Laharpe *),

---

*) Geboren 1739, gestorben 1823 zu Paris, Philosoph und

der sie zuerst mittheilte, und von verschiedenen Seiten, unter andern auch von der Encyclopédie des gens du monde, ist die ganze Erzählung für eine Fiction Laharpe's erklärt worden. Indessen steht es andererseits fest, daß von Cazotte mehr Prophezeiungen herrühren, als diese eine, daß ferner von dieser Prophezeiung die Rede war lange bevor sie Laharpe veröffentlichte, und endlich, daß es Zeugen giebt für die Wahrheit von Laharpe's Erzählung. Schon 1792 erzählte der Prinz von Lambesc*) dem General von Schwarz von dieser Prophezeiung zwar flüchtig, aber doch in einzelnen Zügen mit Laharpe übereinstimmend. Sehr richtig bemerkt auch der Leipziger Historiker Bülau, der in seinem reichen und werthvollen Werke: „Geheime Geschichten und räthselhafte Menschen" der Prophezeiung Cazotte's einen Aufsatz gewidmet hat, daß Laharpe kaum hätte wagen können, eine Fiction in eine so neue Zeit und in eine so zahlreiche und glänzende

---

Revolutionär, im Gefängniß bekehrt, war dann heftiger Gegner der Revolution und eifriger Christ, ein geistreicher und fruchtbarer Schriftsteller.

*) Dieser Prinz, der in jener Gesellschaft zugegen gewesen, war Carl Eugen von Lothringen, der Letzte seines Hauses; geboren 1751, emigrirte er und starb kinderlos 1825 in Wien, nachdem er sich 1816 noch mit einer Gräfin Folliet de Creneville vermählt hatte; er war der letzte Guise.

Gesellschaft zu versetzen; er hätte ja fürchten müssen, sofort dementirt zu werden. Bülau ist es auch, der ein directes Zeugniß für die Wahrheit der Laharpe'schen Erzählung mittheilt: es ist das des Engländers William Burt, welcher selbst in jener Gesellschaft zugegen war und die Prophezeiung in seinem nachgelassenen Werke: „Observations on the curiosities of nature" ausdrücklich bestätigt. Professor Bülau nimmt an, Cazotte habe nur eine allgemeine, unheilverkündende Vorhersagung über den Gang der heranziehenden Revolution erhoben und hält die Einzelnheiten für spätere Ausschmückung. Wir wollen das nicht bestreiten, es ist möglich; aber an unheilverkündenden Vorhersagungen war damals durchaus kein Mangel, und der tiefe Eindruck, den gerade diese auf die Anwesenden gemacht, müßte dann lediglich aus der Art und Weise erklärt werden, in welcher Cazotte gesprochen. Wir wollen dahingestellt sein lassen, wie weit Cazotte selbst die Einzelnheiten, welche Laharpe meldet, angehören; aber ganz allgemein war seine Prophezeiung gewiß nicht, sie enthielt Einzelnheiten — das geht aus den Mittheilungen des Generals von Schwarz hervor, das bezeugt der Engländer William Burt. In Deutschland wurde die Prophezeiung übrigens wohl zuerst durch Jung-Stilling bekannt, der sie

in seiner „Theorie der Geisterkunde“ (Nürnberg 1808) mittheilte. Später ist sie mehrfach behandelt, auch in neuester Zeit in dem socialen Roman „Von Turgot bis Babeuf“ von Hesekiel benutzt worden.

Das Thatsächliche ist Folgendes: Wie Laharpe erzählt, speiste Cazotte im Jahre 1788 mit einer auserlesenen, aber zahlreichen Gesellschaft bei der Herzogin von Grammont; er saß schweigend an einem Ende der Tafel, starrte in sein halbgeleertes Glas und fuhr nur zuweilen auf aus seinem Brüten, wenn gar zu heftige Worte erklangen und der Sieg der Philosophie über den „religiösen Aberglauben“ gar zu laut verkündet wurde. Plötzlich stand Cazotte auf, lehnte sich bleich und ernst über die Tafel und sprach düster: „Sie können sich freuen, meine Herren; denn Sie Alle werden Zeugen der großen und erhabenen Umwälzung sein, die Sie so eifrig wünschen. Sie wissen, daß ich mich ein wenig auf die Zukunft verstehe; hören Sie mich: Sie, Herr Condorcet, werden auf dem Boden eines unterirdischen Kerkers liegend, den Geist aufgeben. Sie, Herr N., werden an Gift sterben; Sie, Herr N., auf dem Schaffott durch Henkers Hand umkommen!“ Es erhob sich ein lebhafter Widerspruch; man sagte, Gefängniß, Gift und Kerker hätten nichts mit der Philosophie und dem Siege der Vernunft zu

thun. „Das ist's eben", versetzte Cazotte, „im Namen der Philosophie, der Menschheit, der Vernunft und der Freiheit wird das Alles geschehen, was ich Ihnen verkündet; es wird gerade dann geschehen, wenn die Vernunft allein herrschen und ihre Tempel haben wird!"

Champfort rief Cazotte spöttisch zu: „Sie werden in keinem Tempel der Vernunft als Priester dienen!" Cazotte antwortete: „Ich nicht, aber Sie, Herr von Champfort, Sie werden Priester sein und sich mit einem Rasirmesser zweiundzwanzig Schnitte in die Adern machen und doch erst einige Monate darnach sterben. Sie, Herr Vicque d'Azyr, werden sich, von Chiragra gehindert, die Adern nicht selbst öffnen; aber Sie werden sich dieselben von einem Andern sechsmal öffnen lassen und in der Nacht darauf sterben. Sie, Herr Nicolai, enden auf dem Blutgerüst; Sie auch, Herr Bailly, und auch Sie, Herr von Malesherbes!" — Als Herr Richer darauf bemerkte, Cazotte habe es nur, wie ihm scheine, auf die Akademie abgesehen, entgegnete derselbe sogleich: „Auch Sie, Herr Richer, werden auf dem Blutgerüst sterben, und die, welche solches Loos über Sie und Ihresgleichen verhängen, werden Philosophen sein!" Darauf fragte man, wann das Alles geschehen werde? Cazotte antwortete: „Von

heute ab, in sechs Jahren!" Darauf erkundigte sich Laharpe selbst nach seinem Schicksal und erhielt die Antwort: „Mit Ihnen, mein Herr, wird ein großes Wunder geschehen: Sie werden sich bekehren und ein guter Christ werden." Da brach die ganze Gesellschaft in ein lautes Gelächter aus; das konnte Niemand glauben, und die veränderte Stimmung gab der Herzogin von Grammont Muth, nach dem Schicksal der Frauen zu forschen. „Ihr Geschlecht, meine Dame", versetzte Cazotte, „wird Sie diesmal nicht schützen: man wird Sie gerade so wie die Männer behandeln. Auch Sie, Frau Herzogin, wie noch viele Damen vor und nach Ihnen, werden das Schaffott besteigen; man wird Sie auf dem Henkerkarren mit auf dem Rücken zusammengebundenen Händen dorthin führen!" Die Herzogin wollte einen Scherz daraus machen und meinte, man werde ihr doch eine schwarz ausgeschlagene Kutsche bewilligen. „Nein, nein!" rief Cazotte, „der Henkerkarren wird Ihr letztes Fuhrwerk sein; noch vornehmere Damen, als Sie, werden so zur Hinrichtung geführt werden." Die Herzogin fragte: „Doch nicht Prinzessinnen von Geblüt?" Cazotte antwortete: „Noch vornehmere!" Die Herzogin fragte wieder: „Man wird uns doch nicht einen Beichtvater versagen?" Cazotte entgegnete: „Nur der Vornehmste von allen

Hingerichteten wird einen Beichtvater haben." Den Zuhörern wurde unheimlich; sie fragten nur noch, was mit Cazotte selbst werden würde. Er antwortete: „Es wird mir ergehen, wie es dem Manne erging, der in den letzten Tagen der Belagerung von Jerusalem das Wehe über die Stadt rief und endlich über sich selbst; gleich darauf tödtete ihn ein Steinwurf." Als Cazotte also gesprochen, verbeugte er sich und ging hinaus.

Das ist die Prophezeiung und ihre Erfüllung ist beinahe wörtlich. Der Erste, dessen Schicksal Cazotte vorhersagte, war Marie Jean Antoine Nicolas Caritat Marquis de Condorcet, geboren 1745 zu Ribemont bei Saint-Quentin, ein berühmter Mathematiker, Präsident der Legislative, im Convent Mitglied der Girondistenpartei; er wurde im Mai 1793 geächtet, war acht Monate in Paris bei einer Freundin versteckt, floh dann, wurde in Bourg la Reine verhaftet und ins Gefängniß geführt; man fand ihn eines Morgens todt an der Erde liegend. Wahrscheinlich hatte er Gift genommen.

Der Zweite, den die Prophezeiung namhaft macht, ist Sebastian Rochus Nicolas Champfort, geboren 1741 in Auvergne, Secretair des Prinzen von Condé, Vorleser der Prinzeß Elisabeth von Frankreich, ein

gewandter Dichter und zuletzt Bibliothekar in Paris. Verlassen, verarmt, nothleidend, bald verhaftet, bald freigelassen, suchte er sich mit einem stumpfen Rasirmesser zu tödten; er starb an den Folgen dieses Versuchs im Sommer 1794.

Der Dritte ist Felix Vicque d'Azyr, geboren zu Valogne 1748, ein großer Anatom und Naturwissenschaftler, beständiger Secretair der königlichen medicinischen Gesellschaft. Verzweifelnd über den Gang der Revolution ließ er sich 1794 die Adern öffnen und verblutete.

Der Vierte ist Jean de Nicolai, von altem Geschlecht aus dem Vivarais, erster Präsident des Rechnungshofes. Er wurde am 7. Juli 1794 guillotinirt.

Der Fünfte ist Jean Sylvain Bailly, geboren 1736 zu Paris, ein bedeutender Astronom, präsidirte 1789 der bekannten Versammlung im Ballhause und war revolutionärer Maire von Paris. Er wurde 1793 guillotinirt.

Der Sechste ist Christian Wilhelm von Lamoignon, Herr von Malesherbes, geboren 1721 zu Paris, Präsident des Rechnungshofes, Minister und Staatsrath, der bekannte Vertheidiger Ludwig's XVI., Anhänger und Freund Turgot's. Er wurde 1793 guillotinirt.

Laharpe's Geburts- und Todesjahr haben wir schon oben angegeben; er ist nicht mit César de Laharpe, dem Erzieher des Kaisers Alexander von Rußland, zu verwechseln. Bekanntlich geschah das von Cazotte prophezeiete Wunder wirklich, und Laharpe wurde ein eifriger Christ; sollte er wohl eine Fiction gewagt haben, gerade bei dieser Veranlassung? Uns scheint das sehr für die Aechtheit der Prophezeiung zu sprechen.

Die Herzogin von Grammont, bei welcher sich die Gesellschaft befand, war Beatrix von Choiseul-Stainville, geboren 1730 zu Luneville, Stiftsdame zu Remiremont, 1759 mit dem Herzoge von Grammont vermählt; sie wurde am 17. April 1794 guillotinirt. Diese nicht schöne aber geistvolle Schwester des bekannten Premierministers, Herzogs von Choiseul, spielte lange Zeit eine bedeutende Rolle in Frankreich durch den Einfluß, den sie auf ihren Bruder übte.

Was den letzten Theil der Prophezeiung betrifft, so ist es bekannt, daß auch die Königin Marie Antoinette mit viehischer Rohheit auf dem Henkerkarren zum Schaffott geschleppt wurde, und daß König Ludwig XVI. der Letzte war, dem die Revolution der Philosophen einen Beichtvater auf dem Wege zum Tode bewilligte.

Das ist die Prophezeiung und ihre Erfüllung!

Seit Laharpe dieses jedenfalls merkwürdige Ereigniß bekannt gemacht hat, ist die französische Memoiren-Literatur reich geworden an Ausschmückungen dieser Prophezeiung; man hat Cazotte die seltsamsten Dinge vorhersagen lassen, und diese Uebertreibungen sind es wohl zumeist, welche mißtrauisch gemacht haben gegen Laharpe's Glaubwürdigkeit.

Ist nun die Prophezeiung keine Fiction Laharpe's, rührt sie wirklich von Cazotte her — und wir sind überzeugt, daß sie, einige Ausschmückungen zugegeben, von ihm herrührt — so hatte der fromme und muthige Mann also die feste Zuversicht, daß die Revolution das Königthum, die ganze französische Gesellschaft und ihn mit verschlingen werde. Cazotte hätte emigriren können; er blieb aber in Paris, unermüdlich für das Königthum und, wie man annehmen darf, wenigstens zuletzt in directer Verbindung mit der Königin Marie Antoinette. Vielleicht wurde diese Verbindung nach folgendem Ereigniß angeknüpft. Cazotte befand sich auf dem von seinem Bruder ererbten Landsitz Pierry, eine Stunde von Epernay, als er vernahm, daß die königliche Familie auf ihrer Flucht zu Varennes angehalten worden sei und zurückgeführt werde.*) Die

*) Die Royalisten fürchteten, die königliche Familie werde

Nationalgarde von Pierry wurde nach Chalons beordert, um die Ordnung aufrecht zu erhalten während des kurzen Aufenthalts der königlichen Familie daselbst. Cazotte's ältester Sohn war Commandant der Nationalgarde von Pierry. Der greise Vater ließ den jungen Mann niederknieen, gab ihm seinen Segen und sprach: „Geh hin, liebes Kind, nutze die Uniform, welche Du trägst; möge Gott geben, daß Du unserm theuren Herrn, dem Könige, einigen Trost brächtest!" Der junge Cazotte kam mit seinen Leuten zu Chalons an und erhielt den Befehl, die Zugänge zum Hotel Rohan zu besetzen, wo die königliche Familie absteigen sollte. Cazotte ließ sich von seiner kleinen Truppe feierlich versprechen, daß sie aneinander halten und Niemanden durch ihre Reihen lassen wollte. Kaum hatte er seinen Posten aufgestellt, als der königliche Wagen inmitten einer zahllosen Menschenmenge erschien. Wüthendes Geheul und scheußliche Drohungen begrüßten die einzelnen Mitglieder der königlichen Fa-

---

auf ihrer Rückkehr von Varennes gemordet werden. Cazotte tröstete sie, denn er hatte ein Gesicht, in welchem er die königliche Familie von Einzelnen beschützt sah, von denselben, welche die Könige in Israel beschützten, die auf den Wegen des Herrn wandelten. (Goncourt: Histoire de la société française pendant la révolution.)

milie, als sie aus dem Wagen stiegen; besonders war die edle Königin der Gegenstand der Wuth der meuterischen Bande. Da rief der junge Cazotte der Königin in deutscher Sprache zu: „Verachten Sie das; Gott ist über Alles!" Die deutsche Kaisertochter dankte mit einem Blick für den Trost in ihrer Muttersprache. Die Königin, die Prinzessin und Madame Elisabeth kamen glücklich in das Haus; dann aber warf sich die Menschenmenge so wüthend auf Cazotte's Wache, daß sie die Reihen durchbrach und den kleinen Dauphin, den ein Garde du Corps auf dem Arme trug, abschnitt. Das entsetzte Kind schrie nach seiner Mutter; Cazotte nahm den königlichen Knaben, dessen Thränen seine Stirn netzten, auf seinen Arm und brachte ihn unversehrt zu seiner Mutter. Man hatte der Königin das Kleid zerrissen, man war darauf getreten; Cazotte führte die Tochter des Wirths, Demoiselle Vallée, herein, welche weinend das zerrissene Kleid der Königin flickte. (Témoignage d'un royaliste, par Cazotte.)

Das war Cazotte, der Sohn; sein greiser Vater wurde einige Wochen darauf eingekerkert, denn man hatte seinen geheimen Briefwechsel mit Ponteau, einem Secretair der Civilliste, entdeckt. Hier im Kerker wäre er sicher ein Opfer der Septembermörder geworden, wenn sich nicht seine Tochter Elisabeth, ein siebenzehn-

jähriges schönes Mädchen, das ihn ins Gefängniß begleitet hatte, zwischen ihren Vater und die Mörder geworfen hätte. „Durch mein Herz geht der Weg zu dem Herzen meines Vaters!" rief die Jungfrau muthig. Ihr Heroismus rührte selbst die Banditen und begeisterte die wankelmüthige Menge so, daß sie die sofortige Freilassung Cazotte's und seiner Tochter erzwang. Doch nützte diese menschliche Aufwallung dem alten Cazotte wenig; ein Paar Tage darauf schon setzte es der damalige Maire von Paris, Pethion, ein Girondist, durch, daß Cazotte abermals verhaftet wurde. Man stellte ihn vor das furchtbare Tribunal, welches die Gerechtigkeit zum Gespött machte; aber selbst die blutigen Mörder, welche diesen sogenannten Gerichtshof bildeten, wußten durchaus keine Schuld an diesem Greise zu finden, dessen fleckenloses Leben, dessen Milde und Güte allgemein bekannt waren. Mit einer scheußlichen Heuchelei sagte der öffentliche Ankläger endlich: „Warum, Cazotte, muß ich Sie nach zweiundsiebenzig Jahren eines tugendhaften Lebens schuldig finden? Es genügt nicht, ein guter Vater, ein guter Gatte, ein guter Mensch zu sein; nein, man muß auch ein guter Bürger sein!" Und in gleich heuchlerischer Anerkennung fuhr der vorsitzende Richter fort: „Blicke dem Tode ohne Furcht ins Antlitz, Ca-

zotte; denke, daß er nicht das Recht hat, Dich zu erschrecken. Ein Mann, wie Du, braucht selbst in solchem Augenblick nicht zu zagen!" Das ist die Anerkennung, die das Laster der Tugend zollt: es heuchelt. Cazotte bedurfte solchen Trostes nicht; der wußte wohl besser, woran er sich zu halten hatte. Von seinem geliebten Weibe und seinen Kindern hatte er schriftlich Abschied genommen; sein letztes Lebewohl schließt mit den Worten: „Mein Weib, meine Kinder! beweint mich nicht, tröstet mich nicht; aber hütet Euch, daß Ihr in keine Sünde willigt, noch thut wider Gottes Gebot." Auf dem Schaffott schnitt er eine von seinen weißen Locken ab und sendete sie seiner Tochter, der muthigen und schönen Elisabeth, als letzten Gruß; dann betete er leise und rief darauf laut: „Ich sterbe wie ich gelebt habe, treu meinem Gott, treu meinem König!" Darauf fiel sein Haupt mit den langen weißen Locken, die klaren ausdrucksvollen Augen erloschen. Nach zuverlässigen Berichten (St. Meard, Agonie de 38 heures) hatten ihn seine Heiterkeit und sein Glaube auch in den letzten Tagen seines Lebens nicht verlassen. Er war unermüdlich gewesen, seine Mitgefangenen zu trösten; er strafte aber auch ernst ihren Unglauben, legte ihnen die Geschichte von Kain und Abel dahin aus, daß sie sich als Gefangene glück-

licher fühlen müßten, denn die, so sie gefangen hielten, und deutete ihnen die Offenbarung Johannis.

So war denn seine Prophezeiung auch an ihm selbst in Erfüllung gegangen — er hatte Wehe gerufen über Jerusalem und über sich selbst. Aber das Andenken des milden, frommen und hochbegabten Mannes bleibt im Segen; denn er lebte und starb treu seinem Gott und treu seinem König.

VII.

Westfranzösisches Skizzenbuch.

1.

Der St. Heinrichstag und Quibéron.

Kein Krämer, der die Mußestunden, die ihm sein Metier läßt, zu einer Reise verwendet, kein Tourist von Fach, sondern ein Mann, der es für sein höchstes Glück und sein bestes Verdienst hält, nichts weiter zu sein, als ein unverbesserlicher Royalist, Einer von Denen, die zwar nichts vergessen, aber in den letzten Jahren doch ziemlich viel gelernt haben, ist es, der Ihnen diese Blätter aus dem Westen Frankreichs sendet.

Aus dem Westen, wo er kreuz und quer das alte klassische Land des Royalismus durchstreift, heute in

dem Schlosse eines Edelmanns schläft, das noch halb in Trümmern liegt seit der letzten Belagerung durch die „Blauen" in den neunziger Jahren des vorigen Jahrhunderts, und morgen in der Hütte eines Chouans, der mit dem Grafen von Puisaye vor Rennes zog und den Bürger-General Rossignol, den immer fluchenden Bierbrauer, der die Blauen dort commandirte, zu allen Teufeln jagte. Ich schreibe Ihnen aus der Bretagne, noch specieller aus dem Morbihan. Aus dem Morbihan, dem eigentlichen Küstenlande, nördlich von der Loire, westlich von Rennes, der alten Hauptstadt der bretagnischen National-Herzöge. Große Städte finden Sie nur wenige in diesem Lande. Der Kriegshafen Lorient, Vannes und Plörmel, der ehemalige Wahlort des unglücklichen Marquis von Larochejacquelein, mögen die bedeutendsten sein. Rohan und Gueméné und Rochefort sind unbedeutende Orte, aber drei Orte, von denen die Herzöge und Prinzen von Rohan ihre Titel führen. Die Rohan waren überhaupt die mächtigste Sippe in diesem Lande, das so reich ist an Wald, Wasser, Eisen und festen Männerherzen. Ich war von Rennes aus direct nach Rochefort, wo ich ein Zusammentreffen verabredet hatte, gezogen und wollte von dort nach Nantes gehen, daselbst über die Loire setzen und weiter wandern über

die Heldengräber der Märtyrer des Royalismus und Katholicismus in dem Marais, der Plaine und der Boccage der Vendée. Ich wollte, aber ich vermochte nicht den Morbihan zu verlassen, ohne die Halbinsel Quibéron zu besuchen. Ich ging deshalb nach Auray, wo der republikanische Obergeneral Hoche am Tage vor der Schlacht von Quibéron sein Hauptquartier hatte.

Am 12. Juli, am Sanct-Heinrichstage, Morgens ritten wir von Auray aus die blutgetränkte Straße nach Plouharnel und Carnac; alle Orte, die wir passirten, waren festlich geschmückt, von allen Glockenthürmen und Schloßzinnen wehte der weiße Pavillon der königlichen Bourbons; ein prachtvoller Julimorgen leuchtete über dem königstreuen Lande der Bretagner, und ein köstlich frischer Westwind wehte vom Meere her — es war der Namenstag unseres rechten Königs von Frankreich. In einem schönen Kirchdorfe stiegen wir ab, um die Messe zu hören; viele Edelleute der Umgegend waren hier versammelt, der Pfarrer, einst unter König Karl ein beliebter Kanzelredner in Paris, stimmte, als gäbe es keine Republik*) und keinen

*) Diese Briefe sind im Sommer des Jahres 1852 geschrieben.

Präsidenten, mit lauter voller Stimme das „Domine salvum fac regem“ an. Nach dem Gebet für den König vertheilte eine edle Dame aus der Nachbarschaft reiche Almosen im Namen und Auftrage Ihrer Majestät der Königin Maria Theresia. Ich hatte hier die beste Gelegenheit, die Bewohner dieses Theils der Bretagne näher kennen zu lernen. Es sind meist hohe, ernste Gestalten und durchaus verschieden von uns andern Franzosen; ihr Teint ist weiß, ihr Haar dagegen schlicht und schwarz, die dunkeln Augen sprühen düsteres Feuer und die Bewegungen ihrer Glieder sind katzenartig gewandt. Die Namen des Königs und der Königin sind im Munde Aller, es ist noch immer derselbe edle Stoff, aus dem Georges Cadoudal, Tinteniac, Penhoët, Coëtlosquet und andere Führer ihre Chouannerie bildeten. Die Gesichter der Frauen sind nicht eigentlich schön, sie sind fast alle ernst und blicken wie die Männer, aber die Leiber sind von einer Formenschönheit, wie man sie selten findet. Die Männer tragen um den Hals oder um den Hut fast alle eine kleine silberne Lilie, die Weiber und Mädchen Ketten und Ohrgehänge von Gold und Silber, die aus aneinandergehängten H und V (Heinrich der Fünfte) bestehen. Solcher Schmuck ist ihr höchster Stolz. Das Bild des Königs, das der Königin, das der Frau Herzogin

von Parma (Schwester des Königs), der Frau Herzogin von Berry (Mutter des Königs) finden Sie fast überall, am häufigsten aber das der verklärten Frau Herzogin von Angoulême. Ein Bilderhändler in Rennes versicherte mich, er habe seit dem Tode jener unvergeßlichen Fürstin bis zum Schluß des Jahres 1851, also in etwa 3 Monaten, über 200,000 Portraits der Frau Herzogin von Angoulême allein nach dem Westen verkauft. Als ich den guten Leuten erzählte, daß ich vor zwei Jahren in Deutschland gewesen, daß ich unsern geliebten König gesehen und die holde Königin, da wäre ich fast erdrückt worden, da schwand der finstere betragnische Nationaltrotz aus den Gesichtern der Männer, da leuchtete wahre Freude über die ernsten Züge der stattlichen Frauen, und immer wieder riefen sie: „Dieser Edelmann hat Ihn gesehen, hat Sie gesehen. Hoch der König und hoch die Königin!“ Die Edelleute mit ihren Damen machten mich vergebens den Bauern streitig, Alle wollten hören von ihrem Könige; es war so recht ein Volk, das nach seinem Könige durstete — ach! und warum blieb er fern? Unter einem wohl hundertmal wiederholten vive le roi! vive la royne! eilten wir endlich davon. Ueberall, an allen Orten gleiche Feier des Heinrichstages, überall läuteten die Glocken, überall trugen die Bäue-

rinnen ihren Riesenstrauß von Basilicum, überall riefen uns die Begegnenden zu: „Vive le roi!“ überall spielten Musikbanden das „Vive Henri IV.“, oder das „Charmante Gabrielle“, oder das „O Richard, ô mon roi!“ oder das „Preux chevalier veut mourir pour son roi!“ oder sonst irgend eine von den alten royalistischen Lieblingsweisen. So war's überall auf dem platten Lande; in den Städten war's schon anders, da traten die Parteien hervor, da gab's überall ein Paar sanft-bonapartistische Beamte, die sich, halb wirklich ängstlich, halb nachsichtig und großmüthig thuend, unter dem königstreuen Volke bewegten. Republikaner habe ich gar nicht gesehen, außer einem, der uns kurz vor Auray anbettelte; aber ich bin überzeugt, daß er log, denn er erkannte uns an unserer Kleidung für Pariser, und nur „in Paris wohnen die Blauen“, das steht bei dem Bretagner eben so fest, als daß in der Hölle der Teufel wohnt. Uebrigens haßt der Bretagner — der Weiße, so nennt er sich selbst — auch den Teufel lange nicht so wie die „Blauen“, die „keinen Gott, keinen König und keine Ehre haben“. Blau ist übrigens im Morbihan ein ziemlich weitschichtiger Begriff; eigentlich nennt man dort Alles, was man haßt oder verachtet oder fürchtet, „blau“. Vielleicht wären die Soldaten der Republik

im vorigen Jahrhundert den Bretagnern nicht ganz so widerwärtig gewesen, wenn sie andere als blaue Uniform getragen; blau ist nämlich seit alten Zeiten die Farbe der Trauer im Lande. — Am Nachmittag kamen wir auf der ziemlich wohlerhaltenen Straße auf die Halbinsel Quibéron. Rechts tanzten die Meereswellen lustig über die Sandbänke und klatschten an die Steine der Straße, links sahen wir auf einer andern Landspitze die Thürme des Städtchens Locmariaquer, wo der berühmte Führer des ersten Aufstandes in der Vendée, der Graf Larouairie, an seinen Wunden starb. Bei einer Biegung des Weges stand plötzlich ein hoher stumpfer Thurm vor uns, das war das Fort Penthièvre, wo die Führer der Expedition Rath hielten mit den Führern der Chouannerie, mit dem Grafen Puisaye, mit Jean Cottereau, Georges Cadoudal, mit dem Chevalier de Tinteniac und Anderen, wo die Führer der Chouannerie den Kriegsrath um aller Heiligen willen, fast auf den Knieen baten, die königlichen Fahnen in das Innere das Landes zu tragen und sich nicht auf der Halbinsel einzuschließen. Der ritterliche Sombreuil war fast für die kühnen Ansichten der Chouans gewonnen, aber der alte Oberst d'Hervilly, sonst ein tapferer und berühmter Soldat, den Guerillaskrieg der Chouans verachtend, blieb fest

dabei, verschanzt auf der Halbinsel Quibéron die Ankunft des Herrn Grafen von Artois (Karl X.) und des britischen Hülfscorps unter Lord Moira abzuwarten. Der alte Oberst beleidigte durch seinen Soldatenstolz die hochmüthigen Edelleute, welche die Chouans führten, es kam zu heftigen Auftritten; Oberst d'Hervilly drohte den Männern, die sich schon jahrelang allein gegen die blutige Republik geschlagen; da brachen diese auf, sie verließen an achtzehnhundert Mann stark das Fort und schlugen sich nach dem Innern des Landes durch. Der republikanische Obergeneral Hoche rückte vor und nahm Fort Penthièvre nach hartnäckigem Widerstande mit Sturm. Am Tage darauf erfolgte der blutige Todeskampf der französischen Royalisten gegen die Blauen, da siegte die Kartätsche über die blanke Klinge, da fielen Mann bei Mann die beiden Regimenter d'Hector und Hervilly, zusammengesetzt aus den Seeleuten der alten königlichen Marine von Frankreich, da fiel mit dem letzten Lilienbanner in der Hand der ritterliche Sombreuil, und dort an der Pointe Couquel, da hielt der Bürger-General Hoche, der Sieger, auf seiner mageren Fuchsstute und blickte durch's Fernrohr nach Belle-Isle hinüber, wo Segel auf Segel sichtbar wurde. Immer näher kam die Flotte; Jack-Union, das rothe Kreuz im blauen Felde, flog auf an der

höchsten Mastspitze des Admiralschiffs — die britische Flotte unter Lord Moira war's mit unserm Prinzen, mit dem Grafen von Artois, nachmals unserm König Karl X., und 10,000 Mann an Bord. — Zu spät! — Oh! hätten die kühnen Chouans im Kriegsrath überstimmt, wäre Sombreuil, statt sich auf der Halbinsel Quibéron einzuschließen, eingedrungen ins Land! — Zu spät! — Eine leichte Fregatte führte den Zug, sie schoß unter allen Segeln, die ihre schlanken Masten tragen konnten, heran, daß der Wogengischt über das Bugspriet spritzte; auch sie kam zu spät, und auf ihr stand Puisaye, dieser Mann von Bronze, dieser Todfeind der Republik, der nach dem Kriegsrath im Fort Penthièvre sich in ein Boot geworfen hatte, um unsern Prinzen und die Flotte herbeizurufen. Der bunte dreifarbige Lappen der Republik flatterte über Fort Penthièvre — Alles war zu spät! —

2.

Nantes und Carrier.

Nantes war lange Zeit die Residenz der bretagnischen Nationalherzöge, und Franz II., der letzte derselben, der auch in der Kathedrale begraben liegt,

stiftete hier eine Universität, die, wie so manches Andere, in der Revolution zu Grunde gegangen ist. Das eigentliche Nantes ist alt, winkelig gebaut, macht aber einen angenehmen Eindruck; die Vorstädte sind modern und gewöhnlich, aber sehr bedeutend. Das alte feste Schloß, welches hier einst den Loire-Uebergang vertheidigte, wo Erdre und Sèvre sich in den großen Strom ergießen, steht noch; es wurde mir nicht erlaubt einzutreten, obwohl mein erster Gang, den ich in Nantes that, mich dorthin führte. Nantes ist eine sehr legitimistische Stadt, selbst die Bourgeoisie ist hier zum größten Theil royalistisch; die Orleans haben hier nie Anhänger gehabt, es gibt nur Weiße und Rothe; jetzt freilich kommen auch einige Bonapartisten, natürlich Beamte, kümmerlich fort. Gegen Abend besuchte ich den tapferen Obersten, der die berühmteste legitimistische Zeitung im Westen, „Etoile", oder wie sie jetzt heißt, „Esperance", redigirt. Einen tapferern Zeitungsredacteur habe ich noch nie gesehen, und wir haben in Paris doch auch einige, die ihre Ansichten mit Säbel und Pistole ganz gut zu vertreten wissen. „Ich bin", sagte mir der tapfere königliche Oberst, „mit Leib und Seele Journalist; Sie wissen, ich vermochte es nicht, dem dickköpfigen Usurpator zu dienen, und nahm 1830 meinen Abschied. Wenn ein alter

Kutscher nicht mehr fahren darf, so hat er doch noch Vergnügen daran, mit der Peitsche zu knallen, und so kommt der alte Soldat denn mit dem Flederwisch raus, wenn er nicht mehr fechten kann!" — Einer von den Herren vom Redactionsbüreau, an den ich eine Karte von meinem Freunde, dem Lieutenant de Lapierre (vom „Corsaire") in Paris hatte, führte mich in der alten Stadt herum und endlich zu einem Weinhändler, der noch unter Charette „in der königlichen und katholischen Armee" gedient und mit derselben vor Nantes gelegen hatte. Als der alte Tapfere, dessen Augen noch immer hell waren, meinen Namen, der im Westen nicht ganz unbekannt ist, hörte, da reichte er mir herzlich die Hand und fragte: „Was macht der König?" Das ist überhaupt die erste Frage, mit der sich die Royalisten im Westen und Südwesten unter einander zu begrüßen pflegen. Darauf ließ er uns von seinen besten Nanteser Weinen vorsetzen. Sie wissen, daß ich den rothen Wein von Bordeaux sonst allen anderen Weinen vorziehe, aber die besten Nanteser Sorten — man nennt sie Mosnière und Valette — stehen den feinsten Bordeauxweinen nicht nach, es sind leichte, feine weiße Weine, und habe ich allen Respect vor dem Geschmack der Russen bekommen, denn der alte Tapfere versicherte mich, daß Alles,

was von Mosnière und Valette ausgeführt wird, nach Rußland gehe. Auf dem Rückwege schritt ich mit meinem heitern Begleiter durch eine abgelegene aber breite Gasse; da fiel mir ein zweistöckiges Haus in die Augen, das, steinern und stattlich, doch einen ganz auffallenden Charakter von Oede und Wüstenei trug. „Das Haus fällt Ihnen auf?“ fragte mein gefälliger Führer; „es ist auch merkwürdig genug; so wie Sie es jetzt sehen, so alle Fenster, die nach der Straße gehen, vernagelt, so steht es schon seit 1794; es ist das Haus von Jean Baptiste Carrier!“ Ich fuhr zurück vor dem Namen dieses Scheusals, aber ich staunte ungläubig genug, als mir der Nanteser Journalist versichern wollte, in diesem Hause sei Jean Baptiste Carrier im Jahre 1826 gestorben. „Mein Herr“, sagte ich, „wissen Sie denn nicht, daß Jean Baptiste Carrier im Jahre 1794 guillotinirt worden ist? Sie finden dies Datum bei allen Geschichtsschreibern der Revolution.“ Der Nanteser lächelte. „Ich weiß“, entgegnete er, „daß es auch Thiers und Mignet haben; aber die Herren irren sich, leider nicht blos in diesem einen Punkte. Carrier überlebte seinen Sturz noch über dreißig Jahre!“ Ich blieb noch immer ungläubig. „Meinen Sie wirklich“, fragte ich, den Conventsdeputirten Jean Baptiste Carrier von Au-

rillac, der als revolutionärer Proconsul hier in Nantes herrschte und über 15,000 Menschen hinrichten ließ? dem die Guillotine nicht rasch genug arbeitete? dem Gewehrsalven in den Steinbrüchen nicht schnell genug aufräumten unter den gefangenen Royalisten? der deshalb die furchtbaren „Noyaden" erfand, durch welche Hunderte von Menschen auf ein Schiff zusammengebracht und dann auf einmal ersäuft wurden? der im gräßlichen Spott sagte: er verheirathe sie republikanisch, wenn er Männer und Frauen nackt zusammenbinden und ersäufen ließ?" Meine hastigen Fragen erschütterten meinen Nanteser Freund nicht; ruhig erwiederte er: „Derselbe Carrier, Carrier der Noyeur, Carrier, der das Alles und noch mehr gethan, ist 1794 nicht guillotinirt worden, sondern starb 1826 in diesem Hause; — doch ich will Ihnen die grausige Geschichte erzählen. Eines Abends kam zu dem Conventstyrannen ein schönes, junges, adeliges Mädchen; es bat um die Freiheit seines Vaters; es erkaufte dieselbe von dem wollüstigen Tyrannen um den Preis seiner Ehre. Der Tyrann hielt Wort in seiner Weise, er ließ mit höllischem Hohnlachen dem unglücklichen Mädchen den Leichnam des bereits hingerichteten Vaters übergeben. Als die Macht des Terrorismus gebrochen war, als die Blutmenschen der Ekel vor Blut überkam, da

verschwand Carrier, er wurde nicht hingerichtet, er verbarg sich in diesem Hause, das einem seiner Diener gehörte; er sah nie Menschen, er war stets allein, von 1794 bis 1820 stets allein mit dem Diener seiner Verbrechen; er war todt für die Welt — er galt für guillotinirt, und das Volk ging nie ohne Abscheu und Verwünschung an dem Hause vorbei, das dem „Knecht des scheußlichen Carrier" gehörte. An dem Abscheu, mit dem man seine Diener behandelte, konnte Carrier ermessen, wie groß der Abscheu gegen ihn war. Im Jahre 1820 ward der Diener krank, eine barmherzige Schwester ward zu dessen Pflege geholt: entsetzt stand der blutige Tyrann dem jungen Mädchen gegenüber, das er zugleich um seine Ehre und um das Leben des Vaters betrogen hatte. Schon damals war Carrier alt, krank, hinfällig, und die barmherzige Schwester war es, die als ein Engel des Trostes zu ihm trat, in die furchtbare Einsamkeit, die ihn, den gebrechlichen Greis, pflegte, die ihm Trost zusprach bei der entsetzlichen Gewissensangst, die den Verbrecher bis zum Wahnsinn peinigte und doch nie bis zur wahren Reue führte. Sechs Jahre pflegte die barmherzige Schwester ihren Verderber. Erst 1826 starb Jean Baptiste Carrier unter entsetzlichen Qualen, ohne Reue und ohne Buße; die barmherzige Schwester drückte ihm

die Augen zu; er sah nichts als Blut vor sich in den letzten Tagen seines Lebens. Die Wohnung Carrier's hat noch keinen Käufer gefunden." Das ist die Geschichte, die mir der Nanteser Journalist erzählte.

3.

Saint-Florent.

Am Ufer der Loire erwartete mich der Sohn eines meiner alten Freunde, der im Kirchspiel von St. Florent angesessen ist, mit guten Pferden. Gleich hinter St. Florent streckt sich eine weite Wiesenfläche landeinwärts, vielfach von Gräben durchschnitten, die mit Weidenbäumen besetzt sind. Mein junger Gefährte, dessen Mutter eine de Donnessan ist, eine Cousine der nachmaligen Marquise von Larochejacquelein, welche ihren ersten Gemahl, den edlen und tapferen General von Bonchamps, auf alle Schlachtfelder der Vendée begleitete, machte mich auf das eigenthümliche Terrain aufmerksam. Es war im Kleinen ein Bild der ganzen Boccage der Vendée: niedrige Hügelzüge, Gräben, Buschwerk, hohe Hecken. Als wir quer über die Wiese trabten, die von den Ufern der Loire bis an den ersten

Höhenzug reicht, deutete der junge Edelmann plötzlich auf einen kreisrunden Hügel, der durch seine regelmäßige Form seine künstliche Entstehung verrieth. Auf meinen fragenden Blick erwiederte er: „Da liegt das erste Bataillon der 13. Halbbrigade, mit Ausnahme von 60 Mann, von denen aber auch noch 40 in der Loire ertranken, begraben!“ Das orientirte mich: die Wiese von St. Florent ist der klassische Boden des ersten Sieges der Vendéer, des ersten Sieges der Royalisten über die Republik. Am 10. März 1793 war's, da kamen die Convents-Commissäre ins Land und wollten zu den decretirten 300,000 Rekruten auch aus der Vendée die Dienstpflichtigen holen; sie kamen unter dem Schutze von Truppen und Gensd'armen, aber das königstreue, katholische Volk erhob sich und die Sturmglocken wurden gezogen von St. Florent sur Loire an bis weit ins Marais hinab in allen Kirchspielen, und der furchtbare Kampf begann. Bei Bourgneuf, wo Cathélineau wohnte, Cathélineau, der Fuhrmann, den die Vendéer zu ihrem ersten General wählten, da stand das erste Bataillon der 13. Halbbrigade unter dem Obersten Duvivier, einem alten Soldaten, der sich nach St. Florent und nach der Loire durchschlagen wollte. Anfangs ging's gut; wo sich ein Haufen der undisciplinirten Vendéer sehen

ließ, da commandirte er Halt, ließ Quarré schließen und die Feinde durch lebhaftes Feuer abtreiben, aber als er in die Wiese von St. Florent hinabkam, da änderte sich die Scene, da blitzte es in der Abenddämmerung hinter jedem Weidenbaum hervor, und jeder Blitz kostete einem Republikaner das Leben; da sprangen nach jeder solchen Gewehrsalve weißgraue Gestalten aus den Gräben und hinter Bäumen und Hecken hervor und brachen mit blanker Waffe auf das Bataillon der „Blauen" ein. Der arme Oberst konnte seine Leute nicht lange mehr zusammenhalten, die Glieder geriethen in Unordnung, und plötzlich stürmte an der Spitze von etwa 20 grauen Gestalten ein Mann daher, die Büchse in der Linken, die breite Klinge in der Rechten, und warf sich unter dem schallenden Ruf: „Vive le roi!" auf das wankende Bataillon, sprengte die Glieder auseinander und nun begann ein Gemetzel, das nicht eher endete, als bis der letzte Republikaner niedergemacht war. Einige 60 Soldaten suchten die Loire zu erreichen, aber der erwähnte Mann, mit einer Pelzmütze auf dem Kopf, grauem Rock und grünen Aufschlägen, folgte ihnen auf den Fersen, von etwa 20 seiner besten Gesellen begleitet. Die Republikaner erreichten die Loire, sie fanden ein Boot am Ufer und stießen ab; mondbeglänzt lag der breite Spiegel

des gewaltigen Stroms vor ihnen; wenn sie eine von den kleinen Loire-Inseln erreichten, so waren sie gerettet — aber die Vendéer waren heran, ihr brausendes „Vive le roi!“ klang wie der Todesruf der Republikaner über die Wasser; Schuß auf Schuß schmetterte in die Menge, die im Boot zusammengedrängt stand. Der Anführer der Vendéer commandirte laut und deutlich. Die Republikaner stürzten sich ins Wasser und suchten schwimmend die nächste Insel zu erreichen. Nicht 20 entkamen. Der Mann aber, der die Vendéer am Ufer commandirte, mit den blauen, scharfen Augen, aus denen er sich raubvogelartig umblickte, mit dem blatternarbigen Angesicht — das war Stofflet, der Wildmeister des Grafen von Maulevrier, der berühmtesten Helden der Vendée Einer. Stofflet begann auf der Wiese von Saint-Florent den furchtbaren Krieg, er erschoß den Obersten Duvivier, er erfocht den ersten Sieg in diesem Kampfe. Ich stand gestern an derselben Stelle an der Loire, wo Stofflet am 10. März 1793 gestanden, als es in 150 Kirchspielen hinter ihm Sturm läutete und die Vendéer ihrem am 23. Januar zu Paris gemordeten Könige das erste Todtenopfer brachten. Es liegt eine unansehnliche Steinplatte in Kreuzform an der Stelle am Loire-Ufer, gerade der Westspitze der kleinen Insel

Saint-Spire gegenüber. Wissen Sie übrigens, daß der berühmte Wildmeister Stofflet kein Vendéer, kein Franzose, sondern ein Edelmannsbastard aus Deutschland war? Vielleicht kann ich Ihnen nächstens etwas über die Lebensgeschichte dieses wunderbaren Mannes mittheilen; sie ist noch ganz unbekannt. Heute bin ich über das Schlachtfeld von Chollet gekommen, wo Stofflet, d'Elbée, de Bonchamps und Larochejacquelein sich so oft mit den „Blauen" gemessen haben. Morgen schreibe ich Ihnen mehr; es weht ein ganz eigenthümlicher Geist durch die Leute hier, man hat keine Ahnung davon in Paris.

4.

Der Königsmüller von Les Aubiers.

Les Aubiers ist ein kleiner Ort mit übel gepflasterter Straße; wir erreichten ihn gestern am Spätnachmittage nach einem scharfen Ritte von Maulevrier her. Als mir der Name des Ortes genannt wurde, klang er mir so bekannt und ich wußte doch nicht warum; doch wollte ich meinen jungen Gefährten nicht fragen, denn diese Provinzial-Edelleute sind so entsetzlich eifer-

süchtig auf ihre großen Erinnerungen und schwer zu behandeln in diesem Stück. Wir passirten beim Ausgang des Städtchens eine feuchte Bohlenbrücke neben einer prächtigen alten steinernen Mühle, über deren niedriger Rundbogenthür ein riesenhaftes Lilienschild nicht ganz kunstlos in Stein gehauen prangte. Das war die Königsmühle, in welcher der Graf von Larochejacquelein sein Hauptquartier hatte in der Nacht, bevor er den kecken Streich gegen den republikanischen General Quétineau führte (13. April 1793), der diesen vernichtete und den Obergeneral Berruyer zwang, hinter die Loire zu flüchten. Jetzt wußte ich auf einmal, warum mir der Name Les Aubiers so bekannt klang; und in diesem Augenblick trat auch der Müller, aufmerksam gemacht durch das dumpfe Stampfen der Rosse auf der Bohlenbrücke, heraus und war bereit, uns nach dem „Blutfelde" zu führen. Das war ein alter stolzer Bursche, dieser Königsmüller von Les Aubiers, er hatte das Gefecht nicht mitgemacht, damals war er noch zu jung, aber er hatte es doch erlebt und sein Vater und sein Großvater hatten dort gefochten unter dem „großen Grafen". Das ist der Name, den sie in der Boccage dem berühmten Heinrich von Berger, Grafen von Larochejacquelein, beilegten. Er schritt vor uns hin mit dem elastischen Schritt, der den

Vendéern eigen, das stumpf scheinende Antlitz gesenkt, die Blitzaugen unter den buschigen Wimpern versteckt und die Arme und den Leib in einen weißgrauen, blousenartigen Rock gehüllt, der, mit grünen Schnüren besetzt und grün aufgeschlagen, etwas Uniformartiges hatte. Den breitkrämpigen Hut trug der Müller in der Hand, indem er ohne jede Mühe mit den kleinen, aber feurigen Rossen Schritt hielt. Gleich hinter der Königsmühle ist eine Wiese; wir durchschritten sie quer und stießen plötzlich auf die alte Landstraße von Thouars und Loudün. Triumphirend deutete der Königsmüller auf die Reste von Erdarbeiten, die noch rechts und links neben dem Dorfe sichtbar waren. Es waren feste Vallationen mit wenigstens 12 Fuß breiten Gräben davor. „Erzählt uns das 'mal, Landsmann!" sagte mein Begleiter. „Mit Vergnügen, mein Edelmann!" erwiederte der Müller freundlicher und gefälliger, als ch je von einem Vendéer gesehen habe. Achtungswerth sind die Vendéer, aber liebenswürdig, so in unserem Sinne, sind sie gar nicht, und die ernsten Frauen und Mädchen zeichnen sich auch mehr durch ihre Sittsamkeit und Schönheit aus, als durch ihren gesellschaftlichen Ton. Der Müller zeigte nun mit dem Hut auf die verfallenen Erdwerke und sprach: Das sind die Verschanzungen, die der Anführer der

Blauen, Quétineau hieß er und ein Teufel war er, seit dem 6. April (im Jahre 1793) hier hatte aufwerfen lassen; er that sich was zu Gute auf seine Kunst und glaubte mit seinen Kanonen, die mit Kartätschen geladen waren, die Straße nach Thouars zu beherrschen. Er hatte drei Bataillone alte Soldaten bei sich, 10 Stück schwere Kanonen und sämmtliche Gensd'armerie-Brigaden von der untern Loire. Er saß auch hier lange Zeit fest und versicherte seinem Obergeneral, er könne ruhig schlafen, denn er werde die Straße halten. Aber der Herr hatte sich verrechnet: am 13. April gegen Morgen — ich weiß es noch wie heute — da schmetterte plötzlich eine Trompete in Les Aubiers und vor unserer Mühle hielt auf einem kleinen weißgrauen Rosse mit rother Schabracke ein kleiner, schmächtiger Herr, den man für ein Jüngelchen gehalten haben würde, wenn er nicht mit wunderbar scharf blitzenden Augen um sich geschaut hätte, so daß die Leute unwillkürlich Respect vor ihm bekamen. Dieser kleine, schmächtige Herr trug einen seidenen Frack, prachtvoll und reich gestickt, aber zerrissen und beschmutzt hier und da. Mein Vater sagte mir, das sei das Hofkleid der Kammerpagen der Königin und Graf Larochejacquelein hat dieses Kleid sein Lebenlang getragen. Ueber diesem Kleide aber trug der Graf

einen grünen Tuchüberrock, ein rothes seidenes Tuch unter dem Hut um den Kopf gebunden und eine Reitpeitsche in der Hand. Das war der „große Graf", so hielt er vor unserer Mühle, und mit ihm der Prinz von Talmond, dessen Vater der Herzog von Latrimouille war, und Herr von Bonchamps, ein lieber, trefflicher Herr, und noch mehrere andere von den guten Edelleuten aus diesem alten christlichen Lande. In der Königsmühle frühstückten sie, dann aber, als die Sonne schon hoch stand, rückten sie über die Wiese, über die wir gekommen sind, und mit ihnen kamen an 3000 Landeskinder, denn der große Graf wollte die Landstraße nach Thouars frei haben und die Blauen von der Loire abschneiden. Als die Colonne an der Landstraße war, ließ der große Graf Halt machen, dann zeigte er den Landsleuten die Verschanzungen mit der Reitpeitsche und rief: „Mitchristen, die Schanzen da müssen wir nehmen; die ehrlosen Republikaner werden ihre Kanonen auf uns abfeuern, aber je schneller Ihr vorwärts kommt, je weniger treffen sie Euch, und sind wir erst Leib an Leib mit ihnen, dann haben wir schon gesiegt; also für den König und für die heilige Kirche, vorwärts, vorwärts!" Damit lief der „große Graf", die Reitpeitsche in der Hand, auf die Redoute der Blauen zu, und mit dem Rufe: „Für

den König und die heilige Kirche!“ folgten ihm die Landsleute in hellen Haufen. Der „große Graf“ hatte Recht, nur eine Kartätschensalve riß durch die Reihen der Vendéer; ehe die republikanischen Kanoniere wieder laden konnten, waren die Royalisten heran und stürmten siegesjubelnd gegen die Ravelins. Als sie aber die Böschung erreichten, wurden sie von einem mörderischen Musketenfeuer empfangen. Die Royalisten waren fast alle zum ersten Mal im Feuer; sie stutzten, und als der ersten Salve rasch eine zweite folgte, da begannen sie zu weichen. Aber der „große Graf“ war da, der schrie mit seiner hellen, fast knabenhaften Stimme: „Vorwärts, vorwärts, Mitchristen, für den König, für die heilige Kirche!“ und die Landeskinder sammelten sich wieder um ihren berühmten Führer und ehe die Republikaner die dritte Salve geben konnten, rief der „große Graf“: „Wer holt mir meinen Hut wieder, Landsleute?“ und damit schleuderte er seinen Hut über das nächste Ravelin unter die Feinde. Eine Minute darauf stand er auf der Schanze, das rothe Tuch um den Kopf und die Reitpeitsche in der Hand: die Kugeln pfiffen rechts und links um ihn, die Landeskinder aber brachen über alle Schanzen und schlugen alle Blauen todt, die ketzerischen Hunde, und ließen keinen am Leben, außer denen, die zu Pferde

entrannen. So besiegte der „große Graf" den General Quétineau, der zwar nach Nantes entfloh, aber dort an seinen Wunden starb. Den Hut des „großen Grafen" können Sie noch heute sehen, mein Edelmann; ein Landsmann von Boultegon — Sie sehen die Thurmspitze da drüben — hat ihn erbeutet und er wird dort noch in der Kirche aufbewahrt.

So erzählte uns der Königsmüller von Les Aubiers. — Wir kamen Abends spät nach Argenton.

5.

Die Meermesse der Vendéer.

Gestern habe ich mich auf meiner ganzen Tour von Sables d'Olonne herauf über die lobenswerthe Thätigkeit der bonapartistischen Beamten gefreut, die seit dem Staatsstreich sporadisch auch hier auftreten; unendlich komisch ist die totale Unkenntniß dieser armen Leute, die man von Paris hier heruntergeschickt hat, und die nun immer noch den Pariser Flaneur vor sich zu haben glauben. So vertheilten sie gestern die bonapartistischen Bulletins über die Reise des Präsidenten der Republik nach Straßburg mit großer Wichtigkeit!

Ich habe mir die Hüften vor Lachen halten müssen — diese Vendée-Bauern und Fischer durch Druckschriften für den Bonapartismus zu bearbeiten, das ist zu köstlich! Mit dem charakteristischen Ernst der Bewohner des Marais blicken die Leute in das ihnen mit freundlicher Bereitwilligkeit gebotene Blatt, nicken zweimal und schauen mit ihren ernsten Augen so wunderbar pfiffig sich um, daß der arme Beamte stocksteif glaubt, einen Proselyten gemacht zu haben. Der Bauer schiebt das Blatt in den Busen seiner Blouse und — trägt es zu seinem Pfarrer. Während nun der Beamte stillvergnügt nach Paris an diesen kleinen Fouché, Herrn von Maupas, rapportirt: „Die Landleute sind enthusiastische Verehrer des Prinzen; die Bulletins drückten sie an ihre Brust und trugen sie als Reliquien in ihre Hütten!" — steht der Bauer vor seinem Pfarrer, reicht ihm das Blatt und spricht: „Vater in Gott, das gab mir ein Blauer. Ihr werdet schon wissen, was damit zu machen ist!" Mit dem Segen seines Pfarrers kehrt der Bauer zurück; an das Bulletin denkt er nicht weiter. Ich fürchte, daß Herr L. N. Bonaparte trotz des Eifers seiner Beamten in der Vendée sehr schlecht bedient ist. — Als ich von Notredame des Monts nach der Entrée Fromentine, welche die Insel Noirmoutiers vom Festlande trennt,

hinaufritt, hatte ich ein prachtvolles Schauspiel. Rechts vom Wege streckte sich schier endlos das zum Theil sehr fruchtbare Sumpfland hin, das diesem Theil der Vendée den Namen des Marais gegeben; links aber — denn mein Weg führte hart am Meeresstrande hin — war nur wenig sandiges Vorland, über das die Meereswogen hinspülten, dann, selbst ohne Hülfe des Glases für mich Kurzsichtigen erkennbar, zehn bis zwölf kleine Felseneilande und hinter denselben aufsteigend erst in blauer, dann grauer, endlich fast weißer Spiegelung wie eine riesenhafte Wand das hohe unermeßliche Meer. Die erwähnten kleinen Felseneilande heißen Les Marguerites, haben ihren Namen indeß nicht wegen ihrer Aehnlichkeit mit Perlen, sondern von einer Gräfin Marguerite Maulevrier, die hier im 15. Jahrhundert verunglückte. Mit meinem guten Glase bemerkte ich rechts und links von den Margueriten ganz deutlich zwei sich dunkel gegen den Horizont abschattende aber flache Küsten: die links sichtbare war die Gottesinsel (Isle Dieu), rechts die Insel Noirmoutiers. Der vendéeische Diener, den man mir am Morgen mitgegeben, sagte mir, die Gottesinsel sei nur etwa drei Stunden von der Küste entfernt, aber von derselben aus wegen der Untiefen gar nicht zu erreichen. Als ich diese Notizen sammelte und eine

Weile mein Roß anhielt, schoß plötzlich hinter den Margueriten hervor ein weißer Schimmer. Ich glaubte, es sei das weiße Gefieder eines Vogels, der „Landsmann“ aber, den ich bei mir hatte, schrie: „Ein Segel, mein Edelmann! Sieh, noch eins und noch eins!“ und wirklich in Zeit von einer Viertelstunde etwa wimmelte das Meer zwischen der Gottesinsel und den Margueriten von hundert und mehr kleinen Fischerbooten und Barken, deren weiße, dreieckige, zierliche, kleine Segel im Julisonnenschein weithin leuchteten. Rechts von uns aus der Entrée Fromentine flogen mit einer leichten Landbrise drei Boote zugleich auf. Auf jedem derselben saß ein Vendéer am Steuer, der die Segelleine entweder festhielt, oder das Segel fliegen ließ; ein Anderer saß im Vordertheil mit den beiden starken Rudern, um den Mast saßen die Frauen. Alle waren in höchster Feiertracht: die Männer in dem mit grünen Schnüren benäheten Hemd, wie sie den blousenartig zugeschnittenen Rock von weißgrauem Tuch nennen, und das Bild des Schutzheiligen von Silber an dem niedrigen Hut; die Weiber in den dicken Tuchkleidern, den grauen Strümpfen mit rothem Zwickel, den silbernen gehenkelten Lilien am Halse und dem Rosenkranz in der Hand. Mein „Landsmann“ hatte eine Weile dem Treiben nachdenk-

lich zugesehen, plötzlich nickte er befriedigt und sagte mir auf meine Frage: „Sie haben heute ihre Meermesse, mein Edelmann!“ Natürlich fragte ich weiter, und er erzählte mir nun einfach die folgende Geschichte, die mir freilich längst bekannt war, die ich aber doch an Ort und Stelle gern wieder hörte. „Der lustige Contrie“, so nennen sie in der Vendée ihren berühmten Nationalhelden, François Athanase de la Contrie, Marquis von Charette, „hatte im Jahre 1796 seinen letzten Versuch gemacht. Nach vierjährigem, unablässigem Kampfe gegen die Uebermacht der Blauen war er erlegen, geschlagen, umzingelt; von dem schlauen Hoche ward Charette gefangen. Die Blauen schleppten den wunden Mann nach Nantes und erschossen den königlichen Generallieutenant; er starb mit dem Rufe: Vive le roi! — Das war ein schlimmer Tag für den lustigen Contrie“, sagte mein Vendéer, „aber ein viel schlimmerer noch für das katholische Volk in diesem alten Lande, denn nun wurden alle Kirchen geschlossen oder zerstört; zum zweiten Male durchzogen die Höllencolonnen die Boccage und das Marais und bei Todesstrafe durfte kein Priester seinen Fuß auf das Land setzen, das er so oft gesegnet. Weil nun aber das Volk dieses alten Landes ein katholisches Volk ist, so verlangte es herz-

lich nach seinen Priestern, und die Seelen dürsteten nach den Segnungen der heiligen Kirche. Insgeheim sendeten sie Botschaft ins England, wohin die Priester und die Edelleute geflüchtet waren, und die Botschaft flog hin und wieder zurück, und nun sendeten die Edelleute von Zeit zu Zeit für ihr Geld einen Priester zu Schiff an ihre armen Mitchristen im alten Lande. Das war kein Geringes. Wenn nun das britische Schiff auf der Höhe von St. Aubin war, so signalisirte es sich mit drei rothen Raketen, und die Botschaft flog mit Sturmeseile durch das Land; während des Tages aber mußte das Schiff die Gottesinsel doubliren und schickte bei Anbruch der Nacht den Priester in einem Boote nach den Margueriten. Dort versammelten sich nun die Boote der armen Landsleute um des Priesters Boot; im Boot bei Mondenschein und Fackellicht wurde die heilige Messe gelesen und dadurch die Seelen erquickt und gestärkt. Lange wußten die Blauen nichts von dieser Meermesse, endlich hatten sie's erkundschaftet und eines Nachts da kreischte plötzlich das scheußliche Vive la république! der Blauen in den Segen des Priesters und in das fromme Gebet der Landsleute, und eine Gewehrsalve schmetterte in die Reihen der Beter; ein gräßliches Gemetzel begann zur See; die Blauen mordeten Weiber

und Kinder, ihr liebstes Geschäft von Natur; aber die Landsleute wehrten sich wacker, sie schlugen verzweifelt mit ihren langen Rudern unter die Blauen, sie sprangen in die feindlichen Kähne trotz der entgegenstarrenden Bajonnette, ergriffen die Blauen und zogen sie mit sich in die Tiefe. Stundenlang dauerte das entsetzliche Würgen im Mondenlicht auf dem Wasser; als die Flut kam, schleppten die Blauen nur wenige Gefangene mit sich fort, aber Hunderte von Leichen spülten die Wogen über die Margueriten. Der Commandeur der Blauen war außer sich: über dreihundert Soldaten hatte ihn diese Nacht gekostet, und als es hell ward, da kam, wie zum Hohne, die britische Corvette auf Kanonenschußweite an den Strand, zog die weiße Flagge von Frankreich am Hauptmaste auf und salutirte sie mit dreimal drei Kanonenschüssen. Dann entfernte sie sich langsam West-Nord-West. Und alljährlich am Jahrestage jenes blutigen Gemetzels lassen sich die Landsleute auf den Margueriten eine Messe lesen; das thun sie zum Gedächtniß ihrer damals gefallenen Mitstreiter und nennen es die „Meermesse“.“

Es war sehr spät, als ich nach Beauvoir kam. Morgen setze ich nach der Insel Noirmoutiers über und gehe von dort in dem Sloop eines Freundes

durch das Pertuis Breton nach Larochelle. — Aus dieser ehemaligen Citadelle der Huguenotten erhalten Sie meinen nächsten Brief.

6.
Das Mädchen und der Gelehrte von Larochelle.

Wir haben gestern die Pointe von Sablanceau auf der Insel Rhé doublirt und sind nach einer kleinen Fahrt auf der Rade des Basques in Larochelle gelandet. Larochelle ist jetzt eine stille alte Stadt. Ich habe nicht gefragt, aber ich glaube, dieser berühmte Ort zählt trotz seines großen Umfanges keine 20,000 Einwohner mehr, und doch war Larochelle einst der stärkste Sicherheitsplatz der Huguenotten und vor der letzten Belagerung durch den Cardinal Richelieu eine Stadt von fast 100,000 Einwohnern! An alten berühmten Gebäuden hat Larochelle nichts aufzuweisen; es ist in den Bürgerkriegen wohl Alles zu Grunde gegangen. Die im vorigen Jahrhundert hier gegründete Akademie gehört nicht in die Geschichte der Stadt, sie ist tout-à-fait hors d'œuvre. Ich hatte meine Wohnung bei einem greisen väterlichen Freunde, der hier

seit dem Jahre 1830 in strengster Zurückgezogenheit lebt, in einem alten Hause, das an einen der Thürme lehnt, durch welche heut noch die Stellen bezeichnet sind, an denen einst die mächtigen Bollwerke standen, in denen sich die Hugenotten verschanzten und sich mit der Tapferkeit ihrer Ueberzeugung schlugen, bis der Katholicismus in Bund trat mit dem Hunger und so ihren eisernen Widerstand niederbrach. — Ein heiteres Volk ist das von Larochelle und ist jetzt ebenso gut katholisch, als es einst protestantisch war; dennoch ist es mächtig stolz auf die Thaten seiner Väter: die Männer von Larochelle wissen nicht mehr, daß ihre Väter gegen die Kirche gefochten haben fast hundert Jahre lang, sie wissen nur, daß diese wie Helden gefochten unter dem Condé, dem Rohan und dem Soubise, und daß diese Belagerungen ausgehalten haben, während welcher der Hunger so hoch stieg, daß man Ratten mit Gold aufwog und daß die Ueberlebenden sich an dem Fleisch der Getödteten sättigten. Die erste große Belagerung hielt Larochelle im dritten Hugenottenkriege, deren man überhaupt neun zählt, aus. Sie begann nach der Schlacht bei Jarnac im März 1569, in der so viel edles französisches Blut auf beiden Seiten floß. Die katholische Armee commandirte Herzog Heinrich von Anjou, nachmals König Heinrich III.,

der letzte Valois, dieser seltsame Mann, in dem sich die unglaublichste Weichlichkeit mit der kühnsten Todesverachtung paarte, der, wie Chateaubriand sagt, sich den ganzen Tag auf Tod und Leben schlug, um Abends in einem weichern Bett schlafen zu können, Heinrich III., der Stifter des Ordens vom heiligen Geist, der von dem Mörderdolche Jacob Clement's fiel. Neben dem Herzog von Anjou commandirte bei Jarnac der berühmte Marschall von Tavannes, und ihnen gegenüber hielt das Feld als Führer der Hugenotten der ritterliche Condé, der die Schlacht und das Leben an einem Tage verlor, — Herr von Montesquiou erschoß den kriegerischen Prinzen. Aus den Nöthen dieser ersten Belagerung retteten Larochelle Bundesgenossen, an die man schwerlich gedacht hatte — die Polen. Heinrich von Anjou wurde von den Polen zum Könige gewählt; in Folge dieser Botschaft hob er die Belagerung auf. — Ein Diener meines Gastfreundes führte mich gestern Vormittag in ein Haus, das mir ziemlich neu schien, in dessen Hofe ich aber ein kleines Hintergebäude fand, das sich aus den blutigen Tagen der Bürgerkriege ganz unverändert bis heute erhalten hat. Neben der niedrigen Thür ist eine Steinplatte eingefügt, auf welcher eine pomphafte Inschrift verkündigt, daß der sehr mächtige Herr Armand du Plessis von Vignerot,

Cardinalpriester der heiligen Kirche und Herzog von Richelieu, Kanzler des Königreichs Frankreich und Ritter der Orden des Königs, hier die erste Nacht zugebracht habe, nachdem er Larochelle erobert und den Widerstand der Gottlosen gebrochen. Die inneren Räume des Hauses sind nicht mehr bewohnt, sie dienen zu Vorrathskammern. Wie aber kam es, daß der mächtige Mann, der, wie er selbst von sich sagte, „seinen König die zweite Rolle in Frankreich spielen ließ, Frankreich aber die erste in Europa" — wie kam es, daß der nach seinem Siege in diesem kleinen, abgelegenen Hause sein Quartier nahm? Mein greiser Gastfreund, der sich viel mit der Geschichte seines Wohnorts beschäftigt, erzählte mir folgende kleine rührende Geschichte: Ein guter Edelmann in Larochelle, Godefroi Ligonnier, war der katholischen Kirche treu geblieben und mit ihm sein jüngstes Kind, eine Tochter, Annabel Ligonnier; die Söhne aber waren zum größten Schmerze des greisen Vaters zu der neuen Lehre übergegangen, waren verschwägert mit den ersten hugenottischen Familien der Stadt und bekleideten Führerstellen in der hugenottischen Armee. Als nun die Vernichtung immer näher kam und Richelieu mit mächtigen Bauten Larochelle vom Meere abschnitt, der Hunger riesenhaft wuchs in der Stadt und die trotzigen

Gemüther doch nichts hören wollten von der Uebergabe, da reifte ein großer Entschluß in dem Herzen der frommen Annabel Ligonnier. Sie verließ, was sie sonst nie that, ihren Platz am Bett ihres greisen Vaters und schlich sich über die Wälle bei dunkler Nacht. Bei Richelieu's ersten Vorposten angekommen, ließ sie sich zu ihrem Verlobten, einem Herrn von Ardelaut, führen, der Hauptmann bei den Partisanenträgern des Cardinals war; von ihm erbat sie sich Lebensmittel für ihren greisen Vater. Vergebens versuchte der Verlobte das edle Mädchen zurückzuhalten, er mußte sie, mit Lebensmitteln versehen, zurückkehren lassen in die belagerte Stadt. Das Mädchen von Larochelle wagte den gefährlichen Gang zwölf Mal im Verlaufe der Belagerung. Der Cardinal Richelieu, gerührt durch diese edle Aufopferung, hatte allen seinen Officieren befohlen, das Mädchen von Larochelle ungehindert passiren zu lassen, und die Posten der Hugenotten entdeckten aus Absicht oder Zufall die fromme Tochter nicht. Als endlich Larochelle fiel und der Cardinal einzog als Sieger, da nahm er sein erstes Quartier in jenem Hause. Die Ardelaut von Thonaye sind die Nachkommen der schönen Annabel Ligonnier. In derselben Straße, wo das Haus des Mädchens von Larochelle steht, führte mich der Diener

meines Gastfreundes zu einem andern Hause, das sah sehr schmuck und stattlich aus; es gehört einem treuen Royalisten, dem Tuchhändler B., der vor zwei Jahren mit einer Deputation in Frohsdorf war, seinen rechten König zu begrüßen. Der schlichte Bürger kam mir mit jener Herzlichkeit entgegen, die für den Verkehr der Royalisten aller Stände im Westen charakteristisch ist. Ich hatte Herrn B. in Paris gesehen und er war so gütig, sich meiner gleich zu erinnern. „Haben Sie Nachricht vom Könige?" war seine erste Frage, und wir geriethen bald in ein so eifriges Gespräch, daß ich den Zweck meines Kommens fast vergessen hätte. Endlich erinnerte ich mich, und lächelnd sagte mir der wackere Mann: „Ja, Sie befinden sich hier in einem Hause, in welchem ein berühmter Mann geboren worden ist, ein Mann, dessen Namen Sie bei dieser Hitze namentlich fast täglich hören. In diesem selben Zimmer wurde 1683 Réné Anton Ferihault von Réaumur geboren, und ihm zu Ehren habe ich dieses große Thermometer da aufgehängt, aber weitere Reliquien von dem berühmten Mathematiker kann ich Ihnen nicht zeigen. Mein Vater kaufte das Haus 1793 billig von Réaumur's Tochtersohn. Sie glauben nicht", setzte er mit komischem Ernst hinzu, „wie schwer es ist, der Besitzer eines berühmten

Hauses zu sein. „Jamais l'Anglais règnera sur la France“, aber mir stürmen diese Engländer fast die Thür ein, kratzen mir den Kalk von den Wänden, schneiden Splitter von dem Treppengeländer, um Andenken an das Geburtshaus Réaumur's auf ihre langweilige Insel mitzunehmen. Denken Sie sich, vor einigen Jahren wollte mir Einer kurzweg die steinerne Schwelle abkaufen und wurde fast böse, als ich mich nicht auf den Handel einließ.“

Bei den heiteren Bewohnern von Larochelle ist die legitimistische Meinung vorherrschend, namentlich in den unteren Ständen. Die Reichen waren einst Orleanisten, jetzt sind sie Bonapartisten, doch giebt es auch unter ihnen viele rühmliche Ausnahmen.

7.

Der Poitou und drei kleine Städte.

Die zehnte Provinz unseres alten schönen Frankreichs — so lernten es unsere Väter noch in der Schule — hieß Orléanois und enthielt die Lande: Nivernois, Berry, Perche, Maine, Anjou, Touraine und Poitou. Diese letztere, die alte Landschaft Poitou,

zerfällt heute in drei der 86 Departements, in welche die plumpe, gleichmacherische Hand der Revolution die belle France zerschnitten hat ohne Rücksicht auf ihre Geschichte. Die drei Departements sind: Vendée, beide Sèvres und Vienne. Es ist dieses Poitou eine Landschaft mit einem eigenthümlich geschlossenen Charakter. Das Land ist hügelig, aber die Hügel sind bewaldet, wenn auch oft nur mit ganz jungem Holz bestanden. Der Grundbesitz ist hier nicht so zerschlagen, nicht so pulverisirt, wie im übrigen Frankreich; mehr und mehr sammelt sich auch wieder großer Grundbesitz und die jungen Waldungen sind der beste Beweis dafür. Wälder pflanzt man nicht für morgen und übermorgen, sondern für spätere Generationen: das aber thut allein der großen Grundbesitz haltende Adel, er allein kann es, der Stolz auf seine Ahnen zwingt ihn, dafür zu sorgen, daß die Enkel auf ihn stolz sein können und daß sie die Mittel dazu haben. Die Bourgeoisie erwirbt für den folgenden Tag für sich, höchstens denkt sie an ihre Kinder; über die nächste Generation hinaus reicht ihr Blick nicht und kann es nicht. — Wo die Sonnenlage günstig ist, baut man Wein in Ober- wie in Nieder-Poitou, doch wohl nur zum eigenen Verbrauch; ich glaube nicht, daß Poitou-Weine ausgeführt werden; sie sind kühl und

wohlschmeckend, wenn auch etwas erdig; ich habe bei Ihnen in Deutschland im Frankenlande ähnliche Weine getrunken. — Von den Bewohnern des Nieder-Poitou, den Vendéern, habe ich Ihnen in meinen früheren Briefen geschrieben; in Ober-Poitou, schon im Departement Deux-Sèvres, sind die Menschen schöner als an der Küste, die Frauen namentlich verrathen in dem außerordentlich zarten Teint, der Weichheit der Züge und der Zierlichkeit des Baues sofort die Kennzeichen der eigentlichen, der reinen Race, welche in dem Küstenvolke durch allerlei Kreuzungen mehr oder minder verwischt sind. In Nieder-Poitou ist das finstere, trotzige bretagnische Element vorherrschend, ist siegend eingedrungen in das Orléanois über den Loirestrom. Der Ober-Poitevinner hat aber wenig Aehnlichkeit noch mit dem Mann des Marais und der Boccage, aber er hat gar keine Aehnlichkeit mehr mit dem Bretagner. Die Poitevins sind naive, fröhliche Menschen, aber feste Royalisten. Cäsar fand im Ländchen Pictones — von ihnen der Name. Unter den fränkischen Königen gehörte der Poitou zu dem Gebiete der Grafen von Aquitanien, die sich gegen Ende des neunten Jahrhunderts erblich machten und sich den Herzogstitel beilegten. Im zwölften Jahrhundert gehörte der Poitou zu den besten Besitzungen

Englands in Frankreich; König Philipp August brachte ihn zuerst mit den Waffen, dann aber durch Vertrag mit König Johann ohne Land an die Krone Frankreich, die über hundert Jahre im Besitz blieb, bis der Friede von Bretigny 1360 das Land auf's Neue an England brachte; erst seit Karl VI. ist der Poitou beständig bei Frankreich geblieben. — Die vorletzte Nacht habe ich in Lusignan geschlafen; gestern bin ich über Mirabeau nach Richelieu gegangen. Was meinen Sie zu diesen Namen von drei kleinen Städten, die meine gestrige Tour bezeichnen? Ist's nicht ein Cursus französischer Geschichte? Da liegt an der Vonne ein kleines Städtchen, ganz versteckt in dem Walde von Maulbeerbäumen, deren Zucht seine blühendste Industrie ist, — reinliche, nette kleine Häuser und Straßen, ein Hospital das einzige bemerkenswerthe Gebäude. Die Einwohner sind eifrige Protestanten, es ist ein uralter Hugenottenplatz, dieses Lusignan, mit seinen gewaltigen katholischen Erinnerungen, seinem Kreuzzugsglanze. Hugues VIII. von Lusignan, der 1164 Jaffa sterbend eroberte, hatte drei Söhne. Hugues IX. pflanzte das edle Geschlecht in Lusignan fort, Godefroi II. war Graf de la Marche und führte den Titel eines Vicomte von Jaffa und der Levante, der Eroberungen seines Vaters; Guido von Lusignan

heirathete Sybille, die Königstochter Almerich's von Hierusalem, und erwarb sich mit ihrer Hand die Königskrone Gottfried's von Hierusalem. Bis ins 15. Jahrhundert hinein herrschten die Lusignan als Könige auf der glücklichen Insel Cypern; 1344 wurde Guido II. von Lusignan auch König von Armenien. Die „schöne Melusine", die Fee, gilt als Stammmutter dieser kronenreichen Lusignans, die in Frankreich Anfangs des vorigen Jahrhunderts erloschen sind; das kleine reformirte Städtchen an der Yonne ist der letzte Träger dieses glorreichen Namens der „zweiten Barone der Christenheit", denn so nannten sich die Lusignans, nur den ersten Baronen, den Montmorency, weichend. — Und von dem kreuzzug-ritterlichen Lusignan geht es nach Mirabeau, dessen Name so viel andere blutige Erinnerungen weckt. Unsere leichte Kalesche rollte quer über das Feld von Maupertuis, drei Meilen von Poitiers. Wir Franzosen sprechen nicht gern von dem Felde von Maupertuis, das ist das Feld der Sporenschlacht, und der Tag war der 19. September 1356, da flohen 80,000 Franzosen unter König Johann vor 8000 Briten unter dem „schwarzen Prinzen". Die Chronisten nennen's die Sporenschlacht, weil die Sporen das Beste thun mußten an diesem Tage. Mirabeau ist ein kleines Nest an der klaren Quelle des Palu mit

etwa 2000 Einwohnern; es hat keine Spur mehr von feudaler Herrlichkeit. Die Arrighetti von Florenz, als Ghibellinen geflüchtet und geächtet, erwarben den Ort. Ludwig XIV. erhob die Güter der Riquetti (d. i. französisch Arrighetti) zum Marquisat von Mirabeau. Honoré Gabriel Victor von Riquetti, Graf von Mirabeau, der gleicherweise berühmte und berüchtigte Held der Revolution, war Herr dieses Städtchens, doch ist er nie hier gewesen, wohl aber erinnert man sich seines jüngeren Bruders, des lustigen André von Riquetti, Vicomte von Mirabeau, des treuen Royalisten, der die Legion der Chasseurs im Condé'schen Corps commandirte. Der überkühne Held war im Jahre 1791 hier, um den Aufstand gegen den Convent zu organisiren, da der Anschlag mißglückte, so flüchtete er quer durch Frankreich und starb zu Freiburg im Breisgau. Der lustige Vicomte war ein gewaltiger Trinker; man nannte ihn darum gewöhnlich Mirabeau Tonneau. — Der dritte Ort, den ich Ihnen genannt, Richelieu, ist wirklich der Geburtsort des hochmächtigen Cardinal-Herzogs; noch steht zum Theil das alte Schloß der du Plessis de Vignerot, noch spiegeln sich seine Thurmspitzen in der klaren Welle der Amable. Der Eindruck, den das Städtchen macht, ist ein völlig feudaler: eng, winkelig, ernst aber fest. Die Einwohner, noch nicht

3000, sind stolz auf ihr Schloß und die Erinnerungen an den großen Cardinal. In allen Städten ringsum, in Chinon, St. Espaine, Fontevrault u. s. w. sind Schlösser der Richelieu; die mächtige Sippschaft muß meilenweit den ganzen Lauf der Vienne beherrscht haben. Uebrigens liegt Richelieu schon über die Grenze des Poitou hinaus.

8.

Schloß Durbeillière.

An einem köstlich frischen Morgen ritten wir von Mirabeau westwärts nach Schloß Pressigny am Thoné, der bei Saumur in den Loirestrom fällt. Frischer Thau lag auf den kurz berasten Hügeln, an denen wir hintrabten; die ganze Gegend trug schon den Stempel des Herbstes, und die nicht unbedeutenden Höhen des Refannegebirges, durch welches das Departement der beiden Sêvres in zwei Hälften getheilt wird, waren von weißen Nebelschleiern umhüllt. Wie eine weiße Wand zogen sich die Höhen zu unserer Linken hin. Bei dem Flüßchen Dire, das nordwärts strömt, hatten wir einen allerliebsten Anblick. Das Flüßchen ist nicht

tief, aber seine Wasser strömen reißend abwärts über klaren Kieselgrund, und mag es für einzelne Personen wohl nicht ganz ungefährlich sein, das Flüßchen zu passiren. Hier nun waren an 20 Dirnen versammelt in der schmucken Landestracht, das rothe Tuch von Seide leicht um das braune Haar geschlungen, die frischen sprechenden Gesichter mit den naiv neugierig auf unsern Reitertrupp gerichteten Augen, der blautuchene Rock und der blautuchene kurzärmelige Spencer mit der Schürze von weißgrauem Leinen, die auch die Brust bedeckt, blanke Sicheln in den Händen. Unter lautem Lachen schlugen die Dirnen ihre Schürzen in die Höhe, steckten die Zipfel durch das Schürzenband und bargen ihre Ackerwerkzeuge darin, denn sie gingen Gras zu schneiden auf der Bergeshalde. Dann faßten sie sich an den Händen, eine stattliche Dirne schritt voran in den Strom und so zogen sie in langer Reihe quer durch das Wasser, das ihnen an tieferen Stellen nur ein Weniges über die zierlichen Knöchel ging und nicht den Saum ihrer blauen Röckchen netzte. Wir hielten unsere Rosse am Rande des Flüßchens; es war das wirklich ein malerisches Schauspiel, denn die Menschen in diesem Theile des Poitou sind schön, sehr schön, und die Mädchen begleiteten ihren Zug durch's Wasser mit einem melodischen Gesange im heiteren

Takte, dessen Refrain lautete: „Mon cœur, mon cœur, comme il me bat!“ Seit Jahrhunderten singen die Töchter des Landes dieses Lied beim Uebersetzen über die Dire. Als sie am jenseitigen Ufer waren, klatschten sie in die Hände, neckten uns durch allerlei komische Knixe und Zurufe und sahen unter den Kastanienbäumen und Maulbeerbüschen drüben gar anmuthig aus. Man muß die Dire sehr fürchten, denn so seicht die Stelle auch schien, wir durften nicht so ohne Weiteres hinüber: ein flußkundiger Diener ritt voran und ihm folgten wir einzeln. Ich machte die Bemerkung, daß diese schönen Landmädchen eine Kleidung in den verhaßten Tricolorfarben blau, weiß, roth trugen. „Pah!“ antwortete einer meiner Begleiter, „die Großmütter dieser zierlichen Dirnen trugen sich schon lange blau, weiß, roth, ehe die Tricolore ihre Tour um die Erde begann, wie Mirabeau sagte, der beiläufig mein Vetter war!“ Wir lachten über den guten Edelmann, der sich der Verwandtschaft des gehaßten Mirabeau doch halb und halb rühmte und ihn gleichwohl dabei persifflirte, denn bekanntlich sagte Mirabeau bei jeder Gelegenheit: „Der große Admiral Coligny, der beiläufig mein Vetter war!“ Ein Anderer von unseren Begleitern aber sprach: „Ich will Ihnen zeigen, daß die Herzen dieser schönen Kinder ebenso rein sind, wie

die königlichen Lilien von Frankreich. Passen Sie auf!" Und nun begann er, während er im Vorwärtsreiten den Dirnen Kußhände zuwarf, mit voller Tenorstimme das reizende Royalistenliedchen zu singen:

„Charmante Gabrielle
Percée de mille dards,
Quand la gloire m'appelle
Sous le drapeau de Mars."

Die Dirnen lauschten einen Augenblick; einige sangen schon die letzten Takte der Strophe mit, aber sie setzten Alle vollstimmig ein bei „cruelle départie, malheureux jour!" und ihr zärtlich klagendes „sans amour" klang noch lange hinter uns her, als wir sie schon aus den Augen verloren hatten. — Wir waren eine Stunde etwa vom Ufer der Dire in südwestlicher Richtung lehnan getrabt und gingen jetzt hervor aus einer mit alten Ahornbäumen gekrönten Schlucht, da lag ein Schloß vor uns im Sonnenglanz: auf einem kleinen Hügel ein zweistöckiges Gebäude, alt aber wohl erhalten, rechts und links von einem dicken, stumpfen, runden Thurme flankirt. Die alten Thürme waren augenscheinlich Reste einer alten festen Feudalburg, das Langgebäude im Geschmack des Zeitalters Ludwig's XIV. zwischen ihnen aufgerichtet. Spärlich und ohne Symmetrie standen einige alte Bäume an der

Fronte des Schlosses hin; das Ganze machte den Eindruck der Verlassenheit trotz des glänzenden Sonnenscheins und trotzdem, daß mit großer Sorgfalt jede Spur von Verfall entfernt war. Es schien sich etwas wie ein Trauerflor über das Gebäude gelegt zu haben. Ich fragte nach dem Namen des Schlosses. Man ersuchte mich lächelnd zu rathen; ich suchte vergebens, bis wir auf der Rampe hielten, wo sofort zwei Stallbediente in grauer Livrée mit grünen Aufschlägen erschienen, uns die Rosse abzunehmen. Ich hatte diese Livrée vier Wochen früher gesehen, aber ich konnte mich nicht gleich besinnen. „Das ist Schloß Durbeillière!“ sagte mir endlich einer meiner Freunde mit hohem Stolz. Nun wußte ich, wo ich war. Hier wurde 1772 dem Schloßherrn ein ältester Sohn geboren, der war Heinrich Xaver von Berger Graf von Larochejacquelein, der Kammerpage der unvergeßlichen Königin Marie Antoinette, der die Republikaner bei Thouars, Fontenay, Chatillon und Saumur schlug, der in der Niederlage bei Chollet den blutigen Oberfeldherrnstab der königlichen und katholischen Armee aus den Händen des sterbenden Lescure empfing, dann noch zweimal bei Condé und Laflêche siegte, bei Laflêche über Marceau und Westermann, den letzten Kampf bei Nouaillé wagte und dort im dichtesten

Handgemenge mit dem Lilienbanner in der Hand den Heldentod fand. Das war der Lohn für ein Heldenleben von 21 Jahren! Sein Andenken ehrte auch die königlich preußische Armee, indem sie seinem ältesten Neffen, dem Erben seines Namens, durch den preußischen Gesandten in Paris 1817 einen kostbaren Degen und zwei Candelaber von carrarischem Marmor überreichen ließ. Selten hat eine Familie in so kurzem Zeitraum so viel Helden gezeugt, wie die von Larochejacquelein. Heinrich's Bruder, Louis, focht unter Condé am Rhein, öffnete 1814 Bordeaux den Bourbonen, geleitete als Chef der Gardecavallerie 1815 seinen König nach Gent, eilte dann in die Vendée, die sich bei dem Klange seines Namens erhob, fiel auf derselben blutigen Erde, wie sein Bruder, in einem Gefechte mit der Division Trovot. Der dritte Bruder, August von Larochejacquelein, übernahm nach seinem Bruder das Commando in der Vendée, focht mit Auszeichnung in Spanien und ward 1831 angeklagt, einen Aufstand der Vendée vorbereitet zu haben. Er mußte freigesprochen werden; man fand in der ganzen Vendée keinen Zeugen gegen einen Larochejacquelein. — Nun kommt die Heldin der Familie: Marie Louise Clotilde Victoire de Donnessan war in erster Ehe mit dem edlen Bonchamps vermählt und folgte diesem auf alle

Schlachtfelder der Vendée; im Exil vermählte sich diese muthige edle Dame mit dem Marquis Louis von Larochejacquelein; ihr ältester Sohn ist der jetzige Marquis gleichen Namens. Ihr zweiter Sohn, Louis Graf von Larochejacquelein, organisirte 1832 den Aufstand in der Vendée, flüchtete verwundet, als der Plan mißlang, nahm mit dem Marschall Grafen Bourmont Dienste in Portugal und fiel unter dem Banner der Legitimität, wie sein Name es verlangte.

9.

Chambord und die Sologne.

Diese Zeilen sende ich Ihnen aus dem Manoir eines guten poitevinischen Edelmannes, oder vielmehr, da das gute Land Poitou nicht mehr auf der Landkarte zu finden ist, aus dem Departement der beiden Sèvres. Ich habe vorgestern einige schöne Stunden verlebt, die ich Ihnen recht lebendig schildern möchte, damit auch Sie Ihren Antheil haben an meinem Genuß. Gegen Mittag gestern kam ich nach Orléans, nach dem alten berühmten Orléans, von dem ich mir freilich eine ganz andere Vorstellung gemacht hatte.

Es ist ein kleiner Ort, klein in jeder Beziehung geworden; selbst der eigentliche Hauptstrom unseres schönen Frankreich, die Loire, ist hier flach und sandig. Die historischen Erinnerungen, die sich an den Namen knüpfen, werden durch nichts aufgefrischt und belebt. Die Statue der Jungfrau von Orléans ist unbedeutend, der Thurm, der ihren Namen trägt, winzig; die Gebäude, die man als das Haus der Agnes Sorel und das Haus Franz I. zeigt, sind kaum des Besuches werth. Die Kathedrale aber ist schön, die beiden Thürme prächtig, schlank und vornehm. Mit Vergnügen verließ ich die alte Stadt Aurelian's; ein alter Freund, mit dem ich mir daselbst ein Rendezvous gegeben hatte, begleitete mich; er hatte mir viel Schönes versprochen für den Abend und für die Nacht. Er hat Wort gehalten. Auf einer Station zwischen Beaugency und Mermer verließen wir die Eisenbahn, die längs der Loire hinläuft, stiegen zu Pferd und kamen in der Dämmerung des Abends schon auf einer einsamen verlassenen Landstraße an das Ufer des großen Stromes. Es war ein düsteres, abgelegenes Plätzchen; der Abendwind rauschte leise in den Wipfeln einer Gruppe von alten Platanen, die Wellen der Loire zogen lautlos den Schlössern der Touraine und dem fernen Meere zu. Hinter den Platanen lag ein ver-

fallendes Fährhaus und eine Fähre. Während die Leute sich zu unserer Ueberschiffung rüsteten, erzählte mein Begleiter: „Sehen Sie sich den Ort genau an. Das sind die Platanen, die Anna von Herley, Duchesse von Etampes, besungen hat. Sie sind an derselben Stelle, wo Franz I., krank und enttäuscht über so Vieles, bei Nacht über die Loire setzte, um weder Orléans noch Blois zu sehen; er wollte nichts als Chambord; er wollte ausruhen in den kühlen Wäldern der Sologne, in seiner schönsten Schöpfung, in Chambord. Dieser Franz, dieser ächte Ritterkönig, der so ritterlich und lustig gelebt hatte, wie er geboren war, wie vergrämt und traurig war er in seinen letzten Lebensjahren geworden! Er war lustig geboren, nämlich unter einem grünen Ulmenbaume im Schloßgarten zu Cognac an der chrysoprasgrünen Charente, an einem prächtig sonnigen Herbstmorgen (12. September 1494). Seine Mutter, die schöne, unverwüstlich heitere Luise von Savoyen, hatte einen Spaziergang gemacht, die Wehen überfielen sie, und unter grünen Bäumen, im hellen Sonnenschein wurde der ritterliche Valois geboren. Grün und frisch, hell und sonnig war sein ganzes Leben gewesen bis auf die letzten zwölf Jahre. Die Ulme im Schloßgarten zu Cognac wird noch heute gezeigt; dieselbe ist's wohl nicht mehr,

man hat den abgehenden Baum wieder ersetzt, aber die Platanen hier sind noch dieselben, wenn auch nicht alle. Die Platane ist der schönste Baum Frankreichs.

Wir fuhren über den Strom und die Nacht brach herein, als wir drüben die Pferde bestiegen. Wir waren in dem rauhen Lande der Sologne, rauh gegen die umliegenden fruchtbaren, fetten Lande Orléanois, Blaisois, Touraine. Die Hauptstadt der Sologne, Romorantin, liegt tiefer abwärts. Der Solognat hat viel Verwandtes mit den mehr westlichen Stämmen, mit denen der Bretagne; er ist royalistisch, katholisch und hängt, wie jene, eisern fest an alten Sitten und Gebräuchen der Väter. Wir ritten durch ein kleines Dorf. Die jungen Burschen sangen laut und hell unten vor den Fenstern ihrer Schönen und aus den Fenstern antworteten die Dirnen mit leiserer Stimme. Es sind uralte Reime, die sie singen; mein Begleiter theilte mir mit: Wenn ein Bursch eine Dirne liebt, so geht er Abends unter ihr Fenster und singt:

Der Mondschein ist weit und breit —
Wach' auf, du junge feine Maid;
Die Nacht ist still, leis' weht der Wind,
Komm, tanz' mit mir, braunlockig Kind!

Ist nun die Dirne nicht geneigt, die Bewerbung des Burschen anzunehmen, so öffnet sie das Fenster und singt hernieder:

Der Mondschein ist weit und breit,
Der Zipfel fliegt am rothen Kleid;
Die Nacht ist still, leis' weht der Wind,
Drei Häuser weiter frag' das Kind!

Betrübt, mehr oder minder natürlich, schleicht der Bursch von dannen; erhält er aber zur Antwort:

Der Mondschein ist weit und breit,
Doch jetzund ist es Schlafenszeit,
Und willst Du mich was heimlich fragen,
Mußt Du's hübsch am Tage sagen.

Dann kommt der Bursch 14 Tage hintereinander — 14 Tage dieselbe Frage und Antwort und die Brautschaft ist erklärt. Der Solognat ist nicht galant; bei der Trauung steckt er erst sich selbst, dann aber der Braut den Ring an den Finger, zum Zeichen, daß er der Herr sei fortan.

Am Tage war's heiß gewesen, duftig und frisch wehte die Nacht um uns; ungewisses Sternenlicht lag über den thauigen Feldern. Der wohlgebaute Weg führte durch Buschpartieen über breite Wiesenflächen endlich in einen mit ziemlich hohen Bäumen bestandenen Wald und zu einer steinernen Brücke über das

Flüßchen Cosson. Jenseit der Brücke machte der Weg plötzlich ein Knie und mit einem lauten Ausruf der Verwunderung hielt ich das Pferd an. Da lag Schloß Chambord vor mir im blassen Sternenlicht, das weiße Schloß mit seinem Walde von Thürmchen auf der Plattform, ein wahres Feenschloß, kühl und vornehm zwischen Wald und Wiese, hoch und einsam, stattlich und verlassen; das letzte Besitzthum des letzten Königs von Frankreich, der von ihm den Namen trägt fern in der Verbannung. Der junge D. empfing uns herzlich in der mächtigen Vorhalle und entschuldigte seinen würdigen Vater, den ein Gichtanfall an's Zimmer fesselt. Königliche Gastfreundschaft wird noch immer geübt in dem Schloß des ächten Königs von Frankreich. Das Schloß soll an 500 Zimmer zählen, und in einem dieser 500 habe ich die Nacht zugebracht. Ueber meinem Bett hing ein durch Nachdunkelung fast unsichtbar gewordenes Bild; es stellt ein Pferd vor; die Unterschrift belehrte mich, dieses Pferd heiße „Carman“ und „le bon chevalier sans paour“ habe es am Tage der Schlacht bei Marignano geritten. Bayard schlug nach dieser Schlacht bekanntlich Franz I. zum Ritter. — Ich sagte, daß ich die Nacht in jenem Zimmer zugebracht; geschlafen habe ich nicht. — Den gestrigen Vormittag haben wir in Chambord verlebt.

Sie erwarten von mir keine Beschreibung des Schlosses — vom ersten Valois, dem Erbauer, bis zum letzten Bourbon, dem jetzigen Besitzer, welche Fülle von Erinnerungen! Durch die wunderbare Doppeltreppe stieg hier Cinq-Mars nieder, während drüben du Tremblay, genannt Père Joseph, Richelieu's rechte Hand, hinaufstieg; im Thurmzimmer stand Louis XIII. und Richelieu stieg hinauf, Cinq-Mars aber hinab, hinab bis ins Grab. Hier hängt ein riesiges Schlachtenbild — der sterbende St. Severin ist's, der Großstallmeister von Frankreich. Des Großstallmeisters Ehrenpflicht war's, die Person des Königs zu decken in den Schlachten; St. Severin that's bei Pavia in dem furchtbaren Handgemenge; er fiel tödtlich getroffen; die Hülfe seiner Leute wies er zurück: „Ich brauche Nichts zum Sterben; schützt den König!" — Ueberall in Chambord sieht man das Sinnbild des Siegers von Marignano, einen Salamander im Feuer mit der Legende: Nutrisco et exstinguo. Sein liliengekröntes F. und daneben das Monogramm seines Sohnes, Heinrich II., D. H. (Diane-Henry, Diane de Poitiers und Henry de France) wiederholen sich tausendfach. Lilien überall — die höchste mittelste Zinne bildet eine riesenhafte Lilie von Stein; während der Revolution hat man versucht, sie zu zerschlagen,

Stücke davon sind abgeschlagen, aber man hat sie nicht zertrümmert. Die Plattform des Schlosses ist mit wenigstens 400 Schornsteinen bedeckt, jeder hat eine andere künstliche Form; jeder Stein an dem Schlosse scheint ein Kunstwerk; und doch macht das Ganze einen wehmüthigen, traurigen Eindruck. In der Nacht, wo ich's zuerst sah, hat's einen zauberhaften Reiz, am Tage aber fühlt man, daß das Königthum in diesen Hallen wohnen muß; das Königthum aber trauert fern in der Verbannung, an Deutschlands letzten Grenzen. Es ist Nichts verfallen in Chambord; der verbannte König verwendet einen großen Theil seiner geringen Einnahmen auf dieses Schloß und dieses Stück französische Erde, das ihm das französische Volk an seinem Tauftage zum Geschenk machte, das er später durch einen langen Proceß von seinem guten Vetter, dem Bürger-König, erstreiten mußte, der es für die Civilliste in Beschlag genommen hatte. Doch das Alles fällt mir jetzt erst ein; die wehmüthig stolzen Stunden meines Aufenthalts in Chambord habe ich mir durch solche Erinnerungen nicht verkümmern lassen.

10.

Die Hugenotten.

Im Poitou und der Vendée selbst noch wird ganz plötzlich an vielen Stellen eine andere Bevölkerung sichtbar. Die schwarzhaarigen, ernstblickenden, hohen Bretagner machen einem sichtlich leichtblütigeren Stamme Platz. Diese Männer, die so lustig dreinschauen, diese Frauen mit den vollen Formen, den offenen Gesichtern und der runden Maria-Stuart-Haartracht, sie gehören schon zu dem heiteren Volk von Alt-Aquitanien, und immer heller und lustiger wird's ringsum, je weiter man hinabkommt nach dem Südwesten, aus dem einst der königliche Béarner heraufkam mit der kleinen Gentilhommerie von Gascogne, Béarn u. s. w., um die Krone Frankreichs zu empfangen. Ueber Luçon hinab, den alten Bischofssitz Richelieu's, der mit seinem schlanken, mit lauter Lilien ausgezackten und gemeißelten Thurme weit ins Land schaut, ist keine Spur mehr von dem finsteren Vendéetrotz und der unbeugsamen bretagnischen Hartnäckigkeit; Land und Menschen tragen den heiteren Stempel des Südens. Wir ritten vorgestern, Larochelle zur Rechten lassend, der grünen Charente zu. Singend saßen die Bauerdirnen am Wege, lustig in

Blau und andere helle Farben gekleidet. Schon die blaue Farbe fällt dem Reisenden auf, der aus der Bretagne kommt, denn bei dem Bretagner ist Blau nur als Trauer gebräuchlich; aber ich stutzte, als ich den Refrain des Liedes vernahm. Was meinen Sie, was die Bauerdirnen in diesem jetzt ganz katholischen Landstriche sangen? Sie sangen ein altes Hugenottenlied, das in diesen Ländern, wo einst die Hugenotten ihre Hauptstärke hatten, gesungen worden sein mag nach der blutigen Schlacht bei Jarnac, wo das protestantische Haupt, der Prinz Condé, blieb und der Admiral von Coligny den Rückzug deckte. Die katholischen Bauerdirnen sangen:

„Le prince de Condé
Il a été tué,
Mais monsieur l'amiral
Est encore à cheval
Avec Larochefoucauld
Pour achever tous les papaux, papaux, papaux!"

Das hugenottische Lied hat die hugenottische Confession überlebt im Lande Aunis. Kein Zug kann den Charakter des leichten Völkchens dort besser bezeichnen. Hätte der Protestantismus bei den bretonischen Stämmen festen Fuß gefaßt, er stünde heute noch auf den nebeligen Haiden, in der düsteren Boccage, im feuchten

Marais. Die Bretagner lassen ihren Glauben nur mit dem Leben. Bei diesem leichtblütigen Volk aber erlag er fast nothwendig der Energie, die ihn bekämpfte. Diese aquitanische Race schlug sich voll Jubel und Lust für den Protestantismus; die fliegende Begeisterung indeß konnte wohl eine Schlacht gewinnen, eine Belagerung aushalten, Heldenthaten verrichten, aber die zähe, feste Willenskraft, die dem Jahrhundert trotzt, konnte sie nicht ersetzen. Man muß es auch nicht vergessen, daß der Protestantismus seine Kriegerscharen allerdings im Südwesten warb, seine Führer und Feldherren aber keine Aquitanier waren, sondern meist Bretagner oder sonst andere Franzosen. So z. B. waren die bretagnischen Rohan das Geschlecht, das den Hugenotten die meisten und besten Führer gegeben hat. Höchst charakteristisch für den bretagnischen Trotz ist die Antwort, die ein späterer Rohan König Ludwig XIV. gab, als dieser fragte: „Es muß Euch doch wohl sehr schmerzlich sein, daß Euer Ahnherr die Kirche verlassen und Protestant geworden ist?“ Der Rohan erwiederte: „Ja, Sire; noch schmerzlicher aber ist's mir, daß mein Großvater, dem Beispiel König Heinrich's IV. folgend, seinen Glauben zum zweiten Mal wechselte und wieder katholisch wurde!“ Der Rohan, der das sprach, war ein eifriger katho-

lischer Christ, aber seine bretagnische Natur konnte sich nicht trösten über den zweimaligen Glaubenswechsel in seinem Hause. Die Aquitanier haben sich schneller getröstet über den Wechsel, sie sind jetzt wieder ebenso lustig und naiv als Katholiken, wie sie es einst als Protestanten waren; nur die Lieder von damals leben noch fort bei ihnen, die letzten Spuren jener Kriege. Ach! jene Kriege, man mag sagen, was man will, sie bilden einen Glanzpunkt in unserer Geschichte. Welche Tapferkeit, Großmuth und Ritterlichkeit auf beiden Seiten! Am Abend vor der großen Hugenotten-Niederlage bei Montcontour ließen die katholischen Barone und Edelleute den protestantischen sagen: sie möchten nicht angreifen, denn sie hätten Verstärkungen bekommen und würden morgen unverhältnißmäßig stark sein! Katholische und Protestantische, sie waren zwar Feinde, aber sie waren Franzosen. Später freilich änderte sich Alles: die teuflische Metzelei der St. Barthélémy vergiftete auch diesen loyalen Kampf. Der Plan zur Bartholomäusnacht ist in keinem französischen Kopfe entstanden, das ist ein spanischer Gedanke, ein franzosenfeindlicher Gedanke; Fernando von Toledo, Alba der Schlächter, ist der Vater der Barthélémy. Uebrigens wollte ich noch bemerken, daß es in den Städten hier zu Lande immer noch protestantische Ge-

meinden giebt, von denen sich einige in einem sehr blühenden Zustande befinden sollen; auf dem Lande dagegen ist keine Spur vom alten Hugenottenthum. Mehr nach Osten, nach den Cevennen zu, kommen auch noch protestantische Landgemeinden vor, hier aber gar nicht. In den Städten zeichnen sich die Protestanten, namentlich aber ihre Geistlichen, durch einen ziemlich prononcirten Bonapartismus aus; das legitime Königthum zählt nur wenige Anhänger unter den Hugenotten im Südwesten. Es ist wahr, sie mögen keine Ursache haben zur Anhänglichkeit, — man muß so gerecht sein, ihnen keinen Vorwurf daraus zu machen —; ob aber die sanguinischen Hoffnungen, die sie auf den Prinz-Präsidenten setzen, in Erfüllung gehen, oder überhaupt in Erfüllung gehen können, das bezweifle ich sehr. — —

11.

Oberst Pothrot und seine Cousine.

Es ist ein einsam stilles Land, diese Vendée; die Boccage mit ihren krummen Straßen, die dem Eichwald überall gar höflich aus dem Wege zu gehen

scheinen, mit ihren kleinen Feldern zwischen den großen Wäldern, mit den braunen wasserlosen Haideplätzen, von Ginster überwuchert und von Eichenbüschen eingefaßt — es liegt etwas Trübes und etwas Unnahbares üer ihr; eine Kunststraße führt durch's Land, leer, völlig überflüssig, und ein Postwagen rollt dahin auf derselben, auch er ist leer und überflüssig. Mitten auf der Straße hält ein ernstblickender, stolzer Bendéer hoch zu Roß, den breitkrempigen Hut tief in die Stirn gedrückt; die Heerde, die er zu Roß hütet, ist um ihn; weder er noch seine Kühe scheinen Lust zu haben, dem Postwagen, dem neuen Dinge, auszuweichen; sie lassen ihm wirklich nur das Minimum an Platz, was er braucht, um durchzukommen. Der Postillon schilt nicht, flucht nicht, er fährt still vorüber, es wäre das sehr gefährlich für einen Blauen, und sie haben die schärfste Instruction, jeden Streit zu vermeiden. Und drüben vor dem dickgemauerten, plattbedachten Hause, das denselben unnahbaren Eindruck macht wie das ganze Land — denn auf den ersten Anblick sieht man weder Thür noch Fenster —, da sitzt das schwarzhaarige Weib mit der weißen Stirn und den träumerischen Augen; auch sie sieht die Post, das „neue Ding", dahin fahren, — Unzufriedenheit zeigt sich auf ihrem Gesichte mehr als Neugierde. Sie

sind gefährlich, diese schwarzhaarigen, schwarzäugigen Vendée- und Poitou-Weiber mit dem zarten weißen Teint und dem mächtigen, prachtvollen Gliederbau. Jede Frau fast könnte hier als Modell einer Juno dienen. „Hüte Dich vor den Weibern in Vendée und Poitou und laß Dich hüten von ihren Männern; kannst Du das Erste, so bist Du sicher vor Dir selbst; kannst Du das Zweite, so bist Du sicher vor Anderen!" Das ist ein altes Sprichwort in Frankreich.

Auf Granit begründet steht der Theil der Vendée, den man die Boccage nennt. Der Eichwald herrscht vor, und die Männer drin, sie sind wie Granit und Eichenholz, und kein Stein, möchte man sagen, ist auf dem Boccage-Plateau, der nicht roth geworden einst von dem Blute eines Mannes, der's vergossen hat für den König und die heilige Kirche. Abwärts, wo das Felsen-Plateau der Boccage abfällt gegen das Flüßchen Vendée zu, da liegen die Baumthäler, da sind noch heute viele von den Refuges, wo die Greise und Weiber der Kämpfer für das Königthum hinflüchteten vor dem Mordgewehr und der Brutalität der Blauen, wo sie in den dem Fremden unzugänglichen und undurchdringlichen Baumverstecken Kinder gebaren und begruben, wo sie sicher waren, selbst wenn oft nur wenige Schritte sie von den Blauen trennten.

Der Theil der Vendée, der weder Boccage (Buschland, wirklich sind's fast lauter Eichenbüsche), noch Marais (Marschland, Sumpfland — die Bewohner desselben kennen nach einem Witzworte Talleyrand's von Frankreich nichts als einige Möven), heißt die Plaine. Ich bin vorgestern durch die Baumthäler der Plaine heraufgeritten in die Boccage nach Puybeliard. Da ist mir wieder recht klar geworden, welche furchtbare Widerstandskraft in dem Localen liegt. Die Vendée wird nie bonapartistisch werden, wie sie auch nie orleanistisch geworden ist. Die klugen Herren in den Städten ändern z. B. Benennungen, aber sie ändern sie nur für den Druck auf der Karte, im Munde des Volks ändern sie nichts. Bourbon-Vendée bleibt Bourbon-Vendée und mag auf den Karten und in Büchern tausendmal Franche-Vendée oder Napoléon-Vendée stehen. Die Hauptstadt des Ländchens, Fontenay, hieß früher Fontenay-le-Comte; in der Revolution taufte man sie Fontenay-le-Peuple, später Fontenay-le-Sénat; ich weiß nicht, ob sie nicht jetzt Fontenay-l'Empereur geschrieben wird, das aber weiß ich, daß der Vendéer sie unveränderlich bis heute le Comte nennt.

In Puybeliard wohnt der tapfere königliche Oberst Pothrot; er ist ein Sohn des Landes, ein Vendéer;

sein Vater focht mit Cathélineau, dem großen Fuhrmann, und mit all' den guten, frommen Edelleuten, mit Bonchamp, Lescure, Talmond, Larochejacquelein, d'Elbée, Charette u. s. w., die sich freiwillig unter den Befehl des Fuhrmanns stellten und die königsmörderische Republik in ihren Grundfesten erbeben machten. Der junge Pothrot trug seine Mutter, welche, vom Fieber geschwächt und geschüttelt, ihr Lager nicht zu verlassen vermochte, nach einem Refuge, um sie vor den anstürmenden Blauen zu schützen; in seinen Armen durchbohrte die Kugel eines republikanischen Grenadiers die Brust seiner Mutter, aber der muthige 16jährige Knabe brachte den Leichnam wenigstens in Sicherheit; mit Wunden bedeckt, mit Mühe der Gefangenschaft der Blauen entronnen, entkam der Knabe zu seinem Vater, um ihm zu melden, daß er die Mutter begraben und den Grenadier, dessen Kugel sie getroffen, erschossen habe. Der junge Mensch schlug sich mit besonderer Auszeichnung; später brachte er mit großer Lebensgefahr wichtige Depeschen an den Herrn Grafen von Artois. Dieser Prinz trat ihm mit all' der Chevalerie, die Jeder bewundert hat, der König Karl X. gesehen, entgegen und fragte: „Sind Sie Edelmann?“ — „Nein, Monseigneur“, entgegnete Pothrot. — „Sie verdienen es zu sein; der König

wird diesen Irrthum verbessern!" — Pothrot wurde Edelmann und Garde-du-Corps-Officier und diente in Spanien mit höchster Auszeichnung. 1830 nahm der Oberst Pothrot natürlich den Abschied; seitdem hat er zu Puybeliard gelebt, wo er einst geboren wurde. Wir stiegen ab vor seinem Hause, das sich durch nichts von dem der Nachbarn unterscheidet. Schweigend nahm uns ein Bauerbursch die Pferde ab, wir traten durch eine ungemein niedrige Thür in Oberst Pothrot's Haus. Alles darin nach Landessitte, schlicht und fest. Der ehemalige königliche Oberst und Kammerherr trat uns entgegen in der schmucklosen Landestracht der Vendéer, grüßte uns schweigend, fragte nicht, kümmerte sich um nichts, sondern reichte uns nach altem Bretagnerbrauch den Krug mit dem Willkommentrunk — „pichet" nennen sie das. Erst als dieses Ceremoniell bretagnischer Gastfreundschaft, das auch in einem großen Theil der Vendée gilt, erfüllt war, begannen wir das Gespräch. Der alte Krieger lebt still und zufrieden unter stolzen Erinnerungen und stolzen Bauern. Wir blieben über Nacht, da uns Oberst Pothrot am folgenden Tage nach dem Geburtsort Cathélineau's, des großen Feldherrn und Fuhrmanns, führen wollte. Ein wunderbar schönes Mädchen, hoch und stolz gewachsen wie sie alle dort sind, aber mit einem solchen Aus-

druck von Reinheit und Hoheit im Gesicht, führte das Hauswesen des Obersten. Auf unsere Frage sagte er, es sei ein unglückliches Mädchen, das er aus Mitleiden zu sich genommen, da es nie einen Mann bekommen werde, aber doch eine Cousine von ihm sei. Wir glaubten den Obersten zu verstehen und sprachen unsere Verwunderung über einen so hohen Ausdruck von Reinheit bei einem gefallenen Wesen aus; er aber unterbrach uns und rief: „Ach nein, Ihr Herren, ihre Tugend ist über alle Zweifel, aber von ihrer Großmutter konnte man leider nicht dasselbe sagen, und das vergißt man hier zu Lande nicht!“ So wacht man in der Vendée über die Sitten. Meinem Begleiter, einem ächten Pariser Kinde, der gern noch den beau garçon spielt, wollte ganz ängstlich zu Muthe werden, dieser ernsten Sittenstrenge gegenüber.

Was ich gestern gesehen, schreibe ich Ihnen ein ander Mal. Ich höre den harten Schritt der nägelbeschlagenen Schuhe des Obersten Pothrot, der mich abholt, und mit lauter Stimme singt der alte narbige Held:

„Preux chevalier, la gloire vous appelle,
L'honneur vous dit de marcher sous sa loi,
Vous la jurez, vous lui serez fidèle,
Preux chevalier veut mourir pour son roi.“

12.
Erinnerungen an Cathélineau.

Oberst Pothrot hatte uns, wie ich Ihnen schon geschrieben zu haben glaube, nach Pinnenmange geführt. Der fast achtzigjährige Soldat des Königthums wurde immer ernster, je mehr wir uns dem Dorfe näherten, das fast acht Fuß hohe Hecken unsern Blicken entzogen, bis wir darin waren. Wir traten in den engen Hof, den Jacques Cathélineau bewohnt hat. Der Hof gehört jetzt zu einer Cabane (so heißen die größeren Güter in der Vendée). Der Cabanier, ein junger, finster blickender Mann, trat uns entgegen; aber ein Zug wahrer Freude flog über sein trübes Antlitz, als er unsern edlen Führer erblickte; er ergriff dessen Hand und küßte sie. Dieser Gruß wird in der Vendée sonst nur den Priestern erzeigt, und der alte Oberst wurde roth und entschuldigte sich mit einer fast kindlichen Verlegenheit, indem er bemerkte, der Cabanier gehöre zu seiner Sippschaft und sei von ihm erzogen worden.

Das Haus, das Jacques Cathélineau sich einst selbst gebaut (er war eigentlich Maurer), das er mit seiner Familie bewohnte, das steht nicht mehr, die

Furie der Blauen (Republikaner), die er so oft geschlagen, hat es zerstört; aber die breite, niedrige Mauer, die den Hof umschließt, ist sein Werk, und durch das Thor zog er jeden Sonnabend ein, wenn er mit seinem bescheidenen Fuhrwerk von Saumur kam. Jedes Kind in diesem Theile der Vendée kannte den „Vater Jacques", und auch auf den Edelhöfen stand der „Fuhrmann" lange vor der Erhebung in gutem Ansehen als ein besonders kluger und frommer Mann. Zu dem Thor da war er hineingefahren noch am letzten Sonnabend vor der Erhebung; er avancirte vom Fuhrmann sofort (1793) zum Generalissimus der königlichen und katholischen Armee. Wo sein Haus stand, da steht jetzt eine kleine schmucklose Kapelle, die der Bischof von Hermopolis (einer der Erzieher des Herrn Grafen von Chambord) vor etwa dreißig Jahren geweiht hat. Die frommen Priester der Umgegend lesen gern hier Messe. Cathélineau war kein Feldherr, wir überschätzen ihn nicht, aber er war ein kluger, frommer Mann, der von den Priestern, den Edelleuten und den Bauern gleich hochgeschätzt wurde. Seine Ernennung zum Obergeneral beugte allen Streitigkeiten zwischen den gleichberechtigten Edelleuten vor.

Die Royalisten schlugen sich für die Kirche, deren Sache sie nicht trennen konnten von der des König-

thums, und die katholische Kirche erzeigte der Erhebung der Vendée gegen die Revolution den ersten wesentlichen Dienst dadurch, daß sie ihr Cathélineau gab. Die stolzesten Edelleute dienten unter dem Fuhrmann von Pinnemange: ein Latrimouille, der Prinz von Talmond, commandirte die Cavallerie Cathélineau's. Ueberhaupt ist es wohl interessant, den Einfluß der Kirche auf die Kriegführung der Vendéer zu beobachten. Die ganze Organisation dieser Armee war so zu sagen mehr kirchlich als militärisch. Die Vendéer fochten nicht bataillonsweise, sondern kirchspielsweise; die ersten Commandeurs waren die Pfarrer, die Glocken waren lange die einzigen Alarmtrommeln. Ja, auch als die Organisation militärischer wurde im Fortgang des Kampfes, als Domagne, Baudry von Asson, Royrand, der Geniecapitain Marigny und andere ausgezeichnete Linienofficiere die kühnen Edelleute des Landes unterstützten, blieben die Priester doch bei ihren Kirchspielen und theilten jede Gefahr mit ihren Beichtkindern.

Vor und nach jedem Gefecht war ein kurzer Gottesdienst, und noch heute erinnern die Vendée-Priester in ihren kernigen Predigten regelmäßig an die Siege, welche die königliche und katholische Armee erfochten. Die Gedächtnißtage fallen meist in die Zeit vom März bis zum Juli. Beim Gottesdienst muß man die Ven-

déer sehen: ich glaube, eine so allgemeine innige Andacht wie bei ihnen sieht man bei keinem andern Volksstamme Frankreichs. Aber wenn der Dienst des Altars beendet ist, wenn sich die ernsten Gestalten der Vendéer erheben von ihren Knieen, dann richten sich die dunklen Augen mit so seltsamem Ausdruck auf den Priester, daß man sofort inne wird, nun folge etwas Besonderes. Das Besondere hat aber für den Vendéer keinen Reiz, das weiß sein Priester; den höchsten Reiz für ihn hat das Alte, regelmäßig Wiederkehrende, das Hergebrachte; er lauscht also am liebsten der alljährlich genau am selben Tage wiederkehrenden Erzählung seines Priesters von den Großthaten der königlichen und katholischen Armee wider die Blauen. Der Einfluß, den die Kirche in jenen Kämpfen auf die Edelleute und Cabaniers übte, war überall sichtbar.

Darum hatte der Krieg im Anfange auch keineswegs den furchtbaren, blutigen, mörderischen Charakter, den er später annahm. Im Gegentheil, er wurde von Seiten der Royalisten mit wahrhaft evangelischer Milde geführt. Zehntausend gefangene Republikaner wurden gegen das Versprechen, in einem Jahre nicht wieder gegen die Vendéer zu fechten, auf Fürbitte der Pfarrer entlassen. Der kluge Cathélineau ließ ihnen die Haare abschneiden, um Jeden wieder

zu erkennen, der sein Wort bräche und doch die Waffen wieder gegen die Vendée trüge. Da vergiftete der Convent zuerst den Krieg, indem er die entlassenen Gefangenen zwang, ihr Wort zu brechen und sofort gegen die Royalisten zu marschiren. Die scheußlichen Priestermorde, die Frauenschändungen u. s. w. folgten, und nun erst begann jener gräßliche Krieg der Vernichtung. So lange Cathélineau lebte, schlug man sich, aber man mordete sich nicht, und die königliche und katholische Armee war Sieger überall. Als Cathélineau seine tapfere Seele in St. Florent ausgehaucht, kam die erste Verwirrung in die Reihen der Royalisten: es waren zu viel Gleichberechtigte für die Oberbefehlshaberstelle, und die Kirche hatte keinen zweiten Cathélineau.

In jenen furchtbaren Kriegen ist eigentlich nicht das wunderbar, daß die Royalisten siegten, denn sie siegten fast immer gegen die Uebermacht, sondern daß es überhaupt nur möglich war, sie in größerer Anzahl vereinigt auf's Schlachtfeld zu bringen. Nur der Klugheit der Priester gelang es, die Edelleute zu bewegen, für kurze Zeit, oft nur für die Stunden der Schlacht, Einem zu gehorchen. Für die innere Regierung, für die Verwaltung der Vendée sorgte die Kirche: sie sendete den Bischof von Agra, der an die

Spitze der Civilregierung trat und sie mit großer Feinheit leitete; — einen Feldherrn konnte sie leider nicht senden, denn ein Vendéer mußte es sein, ein Bretagner wenigstens, denn einem solchen allein hätten die Cabaniers gehorcht.

In der kleinen Kapelle, die dem heiligen Jacob gewidmet ist, hängt der Säbel Cathélineau's; es ist eine schwere Prachtwaffe, die ein junger österreichischer Edelmann, Graf Barre *), im Auftrage mehrerer Gesinnungsgenossen dem kühnen Fuhrmann selbst überbracht hat. Auch das Messer des Fuhrmanns ist noch vorhanden, und sein Rosenkranz hängt in der Kirche von St. Florent. Am 10. Juli alljährlich, — es ist das der Todestag Cathélineau's, — wird das ganze Gehöft mit frischen Eichenkränzen geschmückt. Cathélineau liebte die Eichenbüsche seiner Heimath so sehr! Und ernste Männer und Frauen kommen zusammen aus der ganzen Umgegend, das Andenken des Generalissimus der königlichen und katholischen Armee in frommer Weise zu feiern. Verwandte Cathélineau's, die seinen Namen tragen, giebt es nicht mehr.

Sonst ist gerade in Pinnemange nur wenig noch zu finden aus jener Zeit der christlichen und könig-

---

*) Vielleicht ein Graf Paar.

lichen Märtyrer und Helden. Westermann ist mit seinen Höllencolonnen darüber hingezogen. „Sie brannten die Wälder und Dörfer nieder", sagt Chateaubriand, „aber sie vergossen das Christenblut in solcher Menge, daß der Brand im Strom des Blutes erlosch." Und wie kläglich! Diese alten Grenadiere, die in Mainz capitulirt hatten, die sich selbst „Höllencolonnen" nannten, die so tapfer Dörfer und Wälder niederbrannten, so muthig Weiber und Kinder schlachten konnten, sie stoben wie Spreu vor dem Winde auseinander, wenn d'Elbée, Larochejacquelein, Stofflet oder Lescure auf sie fielen; sie flohen über die Loire und fühlten sich selbst in Nantes nicht sicher, und sie waren es auch nicht, denn der kühne Marinelieutenant, der Marquis von Charette', stieg aus dem nassen Marais herauf und kanonirte die Stadt. Hätte die katholische Kirche noch einen Cathélineau gehabt, die royalistische Reaction wäre siegreich vor Paris marschirt, wo der Convent vor ihr zitterte. Es hat etwas ungemein Ergreifendes, wenn man liest, wie diese großsprecherische Republik, die zu Paris in Blut schwelgte, Waffenstillstände, ja förmliche Friedensverträge abschloß mit dem königlich französischen Marinelieutenant Herrn von Charette.

13.
Carrier und die Noyaden.

In einer der Vorstädte von Nantes wohnt eine Dame in tiefer Zurückgezogenheit. Ein Brief aus dem Pariser Faubourg Saint-Germain, den ich ihr zuschickte, öffnete mir vor einigen Tagen die fast immer geschlossene Thür ihrer stillen Wohnung und verschaffte mir einen seltenen Abend. Ein tapferer Officier des Königs, der jetzt nur noch mit der Feder für den Lilienthron ficht, begleitete mich. Der Pförtner, der uns die Thür öffnete, war ein ächter Nieder-Bretagner, hoch und mager, den Ziegenfellmantel um die Schultern und die langen Haare tief hereinhängend in das scharfe Gesicht. „So sahen sie aus", sagte mein Begleiter, „die kühnen Chouans, die mit Jean Cottereau zogen. Mandel hat noch mit Jean Cottereau gefochten, nicht wahr, unser Braver?" — Der greise Chouan schlug ein in die ihm hingehaltene Hand des königlichen Officiers und ein stolzes Lächeln zog über sein Antlitz. Der Pförtner war Einer der Vasallen der Dame vom Hause, deren Güter zwischen den finstern Wäldern von Fougères liegen. Im Hause selbst fanden wir einen freundlichen Greis, der uns zu seiner Cousine

führte; er war einer der lustigen cadets, einer von den jüngeren Söhnen, deren ganzes Erbe ihr Degen ist, — eine Klasse, der Frankreichs Armeen einst einen bedeutenden Theil ihrer besten Officiere verdankten. Auch er hatte sich seine Sporen gegen die Republik verdient, er trug noch das mouchoir de Chollet, das Huttuch, zum Andenken an den großen Grafen von Larochejacquelein, weil der ein solches bei Chollet um den Kopf getragen, und auf seiner braunen Weste glänzte das sacré cœur und der Rosenkranz daneben nach alter vendéeischer Sitte. Der Junker von Maulevrier war ein Vendéer, die Dame vom Hause eine seiner entfernten Verwandten. Er führte uns zu ihr.

Siebzig Jahre mußte die Gräfin zählen, aber sie sah noch viel älter aus; mich dünkte, als hätte ich nie eine so alte Frau gesehen. Sie hatte etwas Skelettartiges und war doch nicht unangenehm anzuschauen: ihre Hände waren so klein wie die eines Kindes; die ganze Gestalt war, man möchte sagen, unscheinbar geworden, aber ihre Augen waren hell und die Stimme, wenn auch schwach, doch vernehmlich. Diese ehrenhafte Greisin trug eine alterthümliche Robe von hellgrauer Seide und hielt einen prächtigen Rosenkranz in der Hand. Sie hieß uns willkommen und unterhielt sich lebhaft. Das Gespräch kam natürlich auf

die grauenvollen Tage der Revolution, deren Schrecken auch über sie, wie über all' die königstreuen Geschlechter im Westen gekommen. Wir sprachen von dem entsetzlichen Carrier, der Nantes einst beherrscht. Herr von Maulevrier bemerkte, daß er eines Abends mit Carrier gegessen. Er erzählte dabei Folgendes:

Ein Bürger unserer Stadt, ein eifriger Republikaner aus Thorheit — denn sonst war's ein braver Mensch und bewahrte ein tiefes Dankgefühl gegen unsere Familie — führte mich zu dem blutigen Proconsul des Convents, natürlich unter falschem Namen. Ich wollte einen treuen Diener unseres Hauses, der gefangen saß, losbitten. Carrier wohnte in Richebourg; doppelte Posten standen um die Wohnung des feigen Blutmenschen. Mein Beschützer und Führer, als glühender Republikaner überall bekannt, fand Zutritt. In einem kleinen Saale saß Carrier auf einem Ruhebette; ein junges Mädchen stand vor ihm, weinend und flehend. „Du liebst den Aristokraten", schrie Carrier; „ich liebe schöne Weiber! Ich habe Dir gesagt, unter welcher Bedingung ich Deinen Bruder freilassen will. Gefälligkeit für Gefälligkeit!" — Der Erbärmliche streckte seine Hand aus nach dem Mädchen; die trat zurück und sagte stolz: „Rührt mich nicht an!" — „So geh zum Teufel!" schrie Carrier; „ich kann

überhaupt blonde Weiber nicht ausstehen!" — In diesem Augenblick trat von der andern Seite ein Municipal-Officier in den Saal. „Halt!" rief er, „kleine Blonde, Du bittest wohl um Erlaubniß, Deinem Bruder Brod bringen zu dürfen?" — Das junge Mädchen hob die Hände flehend zu Carrier auf. Der Municipal-Officier lachte roh und meinte: „Gieb ihr die Erlaubniß, Bürger-Repräsentant; es ist billig, daß ihr Bruder heute ißt, denn gestern hat er mehr trinken müssen, als ihm lieb war!" — Das Mädchen stieß einen herzzerreißenden Schrei aus: „Ihr habt ihn ersäuft?" — Die Republikaner lachten lustig und Carrier höhnte: „Würde ich Dir denn sonst seine Begnadigung angeboten haben, kleine Närrin?" — — Das arme Mädchen sank zusammen. „Werft die Bestie hinaus!" schrie Carrier; „sagt der Schildwache, sie solle Jedem, der zu mir will, das Bajonnet in den Leib stoßen. Die Boutique ist zu für heute!"

Darauf ging er in ein Nebenzimmer, in das wir ihm folgten. Eine alte, häßliche Frau saß am Kamin und strickte; sie sprach nicht, sie rührte sich nicht, — das war Carrier's Frau. Dort war eine Tafel servirt, an der machte ein Weib die Honneurs, das sah unter diesen Republikanern aus wie ein gefallener Engel unter Calibans — dieses Weib war Angelique

Caron, die Geliebte Carrier's. Die Gespräche waren scheußlich, ekelerregend. Carrier, mit seiner Geliebten beschäftigt, bemerkte mich gar nicht. Ich betrachtete ihn genau: er schien mir etwa 40 Jahre alt; er war hoch gewachsen, seine Haltung ungeschickt. Sein schwarzes Haar lag fest um das olivenfarbene Gesicht, die Stirn niedrig, die Augen rund und unruhig, die Nase aufgestülpt; Lippen hatte er nicht. Er suchte seine Feigheit stets durch brutale Manieren zu verdecken. Angelique Caron mißhandelte und liebkoste ihn abwechselnd; er war gegen Ende des Soupers halb trunken; seine Frau sprach kein Wort, aß nicht, trank nicht, rührte sich nicht von ihrem Platze am Kamin und strickte immer fort. — Als wir aufstanden, näherte sich Angelique Caron mir. „Du bist zum ersten Mal hier?" fragte sie mich mit einem langen Blick; „wie gefällt es Dir? wie komme ich Dir vor?" — Ich nahm mich zusammen, faßte ihre Hand und sprach leise: „Du siehst aus wie eine Marquise aus der Zeit der Regentschaft, welche die tolle Laune gehabt hat, mit Henkersknechten zu soupiren!" — Angelique Caron sah mich groß und ernst an. Ich zog sie in ein Fenster und bat sie, mir einen Freischein für meinen Bruder zu geben — dafür gab ich meinen treuen Diener aus. Ein mächtiges Gefühl

schien in dem Mädchen zu kämpfen; endlich neigte sie sich zu mir und flüsterte: „Du bist ein Edelmann, aber fürchte nichts!“ Sie entfernte sich, verließ das Zimmer, kehrte aber nach einigen Augenblicken zurück und drückte mir verstohlen den Freischein in die Hand. Sie hatte stets Blanquets mit Carrier's Unterschrift, und so hat sie Hunderten von Royalisten das Leben gerettet.

Es war keine Zeit zu verlieren, ich eilte mit meinem Führer nach dem Gefängnisse. Großes Gedränge. Am Fuße der Treppe du Bouffai streckte man uns die Bajonnette entgegen. „Was giebt's?“ fragte mein Führer. — „Man führt einige Gefangene ins Bad!“ lachte ein Sergeant. — „Zurück!“ schrie ein Officier. In diesem Augenblick stiegen die Gefangenen zwischen zwei Reihen Soldaten die große Treppe hinunter; sie waren alle fast nackt, immer ein Mann und eine Frau oder ein Mädchen zusammengebunden. Ich sah junge Mädchen, die in dieser gräßlichen Stunde vor Scham vergehen wollten; ich sah Greise, die kaum noch gehen konnten, und Kinder, die ihren Henkern kaum über das Knie reichten und jämmerlich weinten. Ich sah Frauen, die ihre Säuglinge emporhoben und mit herzzerschneidender Stimme schrieen: „Eine Mutter — ist keine Mutter hier, die sich meines Kindleins erbarmt?“ —

Dann erschienen da und dort wohl zwei Hände zwischen den Bajonnetten, die unglückliche Mutter warf ihr Kind hinein und wußte nicht, wem sie's gab. Betend stiegen die Opfer der Republik langsam die Treppe hinab; im Fackellicht leuchteten die Spitzen der Bajonnette. Welch ein Schauspiel! So führte man sie zur Loire und ersäufte sie da, hundert oder zweihundert Paar auf einmal! — —

„Republikanische Heirathen" nannte das Carrier, weil er, um auch die Scham noch zu verhöhnen und die Schmach dem Tode zuzugesellen, stets Personen verschiedenen Geschlechts zusammenbinden ließ. Boote mit Fackeln waren stets bereit und die Noyeurs (die Ersäufer) schlugen mit schweren Bootshaken auf die Köpfe, die etwa auftauchten aus den Fluten der Loire. Noyaden nannte man diese Heldenthaten der Republikaner. Uebrigens gelang es mir, mich und meinen treuen Diener zu retten. —

Die Erzählung des Herrn von Maulevrier schien die alte Dame sehr aufgeregt zu haben; wir entfernten uns bald. „Wissen Sie", sagte mein Begleiter zu mir, als der alte Chouan die Thür hinter uns geschlossen hatte, — „wissen Sie, daß das junge Mädchen, das um das Leben des Bruders bat, das Carrier aber zur Thür hinauswerfen ließ, weil es

ihm nicht zu Willen sein wollte, noch lebt? — Die alte Dame, die Sie heut gesehen haben, und das junge Mädchen von damals sind eine Person!" — —

14.
Boishardy und Marceau.

Nicht auf dem Wege, wohl aber auf meinem Wege von Loudéac nach Dinan, der allerdings nicht der nächste, aber ein sehr angenehmer war, stieß ich in einem sonst wohlbestandenen und sehr gut gehaltenen Forste plötzlich auf ein Gehölz, das aus uralten Bäumen bestand, mit dichtem Unterholz durchwachsen war und auf alle Weise einen Anblick bot, der den Romantiker entzückt, den rationellen Forstwirth aber entsetzt. Mein Begleiter lächelte und eilte mir voran in das Dickicht. „Die Boishardy", sagte er, „wollen hier nichts ändern: es ist das Placis des Ritters von Boishardy, der die Chouannerie hier commandirte!" Ich folgte meinem Führer über eine wüste Brandstätte, — die Blauen (Republikaner) hatten hier versucht, den Wald in Brand zu stecken, — nach dem Placis.

Wie die Vendéer ihre Refuges, so hatten die Chouans der Bretagne ihre Placis, größere Verstecke in Wald und Moor, von der Natur sehr schwer, von der Kunst unzugänglich gemacht, Sicherheitsplätze des Königthums gegen die Republik. Seltsam gewundene Fußpfade führten durch das Dickicht, bis wir endlich vor einem halbverfaulten Verhau von mächtigen Stämmen standen, das den Eingang in das Placis versteckte. Wir traten durch eine enge Pforte ein. Das Placis wurde durch eine Lichtung von mehreren Morgen Raum gebildet, in dessen Mitte eine einzelne hohe Eiche stand. Die Blauen hatten den Altar zertrümmert, an dem die Chouans einst gebetet; die Barone von Boishardy aber, die Grundherren, haben aus den Trümmern des alten einen neuen Altar begründet, und an dem silbernen Kreuz, das an der Eiche befestigt ist, liest man ihre Namen.

Rings um den Altar im Halbkreise liegen über hundert verfallene Hütten von Rasen, Holz und Lehm, — liegen, sage ich, denn von den meisten stehen nur noch geringe Reste der vier Grundmauern. Steinerne Tische aber sah man noch und steinerne Sitze, auf denen die Chouans geruht nach heißem Gefecht. Manches kleine Gefäß findet sich hier noch vor aus jener Zeit, denn die Bretagner würden es für eine schwere Sünde

halten, etwas wegzutragen aus dem Placis des Ritters von Boishardy. Kleine Weihwassernäpfchen von Fayence finden sich fast noch bei jeder Feuerstelle. Die Hütte, die der kühne Häuptling der Chouans selbst bewohnt hatte, war etwas größer und besser erhalten; die Boishardy hatten die Hütte ihres ruhmreichen Oheims mit einem neuen Dache bedeckt und einen seiner Hüte und einen seiner Rosenkränze daran aufgehängt zu seinem Gedächtniß. Das Placis machte einen sehr traurigen Eindruck auf mich: es war wie eine Todtenstadt, obwohl es nicht ganz unbewohnt war, denn ich erinnere mich nicht, je vorher eine solche Unzahl von wilden Tauben gesehen zu haben, wie hier. Das ist übrigens erklärlich, denn die Taubenscharen können nirgends so sicher nisten, wie in dem alten Sicherheitsplatz der Royalisten, der von den Umwohnern nur mit der höchsten Scheu betreten wird.

Auf großen Umwegen wanden wir uns aus dem Dickicht und mein Begleiter hatte lange Zeit, aber doch noch lange nicht Zeit genug, um mir die tausend Geschichten von den Liebschaften und Heldenthaten des Chevaliers von Boishardy zu erzählen. In diesen zahllosen Liebschaften des kecken Royalisten liegt auch die Erklärung des unbegreiflichen Erfolges, den dieser einzelne junge Edelmann, der keineswegs sehr reich

war, hatte. Zweimal brachte Boishardy die ganze Bretagne in Bewegung gegen die Republik, alle Bretagnerinnen waren für ihn und die Bretagner auch. Die glänzendste Zeit Boishardy's fällt in die Periode kurz nach dem Frieden von Mabilais, den die geängstete Republik mit dem Major Cormatin, dem Adjutanten des Grafen Puisaye, der damals als des Königs Generallieutenant in der Bretagne commandirte, abschloß. Die Landung von Quibéron rettete Boishardy nicht mehr; er wurde von den Blauen überfallen in einem Versteck, den eine eifersüchtige Geliebte verrathen, und bei tapferer Gegenwehr erschlagen. In jenen oben angedeuteten Zeitabschnitt fällt eine kleine Anekdote, die mir auf dem Platze, auf dem sie sich ereignete, erzählt wurde. Der Platz ist ein kleiner Hügel, etwa eine Stunde diesseits des Waldes von Prennessaye (in welchem das Placis Boishardy's war), an der Straße von Saint-Mean nach Loudéac gelegen; die guten Leute der Umgegend nennen den Hügel: „Fabrique des faux toupets“.

Hier war es nämlich, wo der Ritter von Boishardy einst einen Transport Schlachtvieh der republikanischen Armee auffing und die Escorte, die aus einem Unterofficier und einigen Soldaten vom Bataillon Côte d'or bestand, zu Gefangenen machte. „Du bist ein vor-

sichtiger Soldat!“ lachte Boishardy den überfallenen Unterofficier an. — „Ich komme eben vom Rhein und kenne diesen Spitzbubenkrieg hier nicht“, brummte der Unterofficier und pfiff verdrießlich eine Melodie. Boishardy winkte einem seiner Chouans, dieser näherte sich dem Unterofficier, eine große Scheere in der Hand, hieß ihn den Hut abnehmen und schnitt ihm mit einigen raschen Schnitten die übermäßig langen Haare so kurz als möglich vom Kopfe ab. „Hält die königliche Armee hier eine Fabrik falscher Haartouren (faux toupets)?“ brummte der Unterofficier. Der Chevalier lachte heiter über das Witzwort, dann versetzte er: „Die Republik schneidet uns die Hälse ab, wir begnügen uns zuerst mit dem Haar; aber hüte Dich, uns in die Hände zu fallen, ehe Dir diese Haare wieder gewachsen sind!“ — Der Unterofficier machte große Augen. „Deine Marschroute!“ befahl Boishardy. Der Republikaner reichte das Papier. Der Ritter schrieb einige Worte mit Bleistift hinein und sprach: „Wenn Dich die Unsrigen anhalten, so zeige das vor und man wird Dich passiren lassen!“ — Der Unterofficier grüßte respectvoll militärisch, die Hand am Hute. „Euren Namen, citoyen chouan!“ — Der Chevalier antwortete: „Boishardy!“ — Der Soldat der Republik ging, indem er sagte: „So wahr ich Marceau heiße, ich werde Eure Höf-

lichkeit nicht vergessen!“ Der Unterofficier war Marceau, der zwei Jahre später als General in der Vendée gegen die Unsrigen focht, der noch ein Paar Jahre später in Deutschland fiel und in der Gegend von Koblenz begraben liegt.

So trafen sich damals Männer, und ist auch Marceau's Name nicht bekannt unter dem royalistischen Landvolk der Bretagne, so ist durch den Hügel an der Heckenstraße doch das Andenken an sein Witzwort lebendig erhalten. Boishardy freilich ist der eigentliche Held des Volks in diesem Theile der Bretagne; er ist ein Don Juan in Holzschuhen und der Bayard der Chouannerie.

15.

Der Terrorismus und das „Réveil du peuple“.

Da ich in einigen Tagen Nantes verlasse und nach Paris zurückkehre, so wird dieser Brief wohl der letzte sein, den ich Ihnen in diesem Jahre aus dem Westen sende. Man kann nicht in Nantes leben, ohne fort und fort an die Revolution erinnert zu werden. Die Eindrücke ihrer glühenden Faust haben zu tiefe Spuren

hier hinterlassen. Ein Verwandter des berühmten Berryer, des großen Redners, hat mir einige merkwürdige Actenstücke mitgetheilt; wahrscheinlich sind sie schon gedruckt, doch zweifle ich, daß sie, in Deutschland wenigstens, allgemein bekannt sind, darum theile ich Ihnen Einiges daraus mit.

In einem Rapport Carrier's vom 21. Februar 1794 heißt es wörtlich: „Wir haben uns wohl in Acht genommen, Frauen und Kinder zu verschonen; die Frauen würden zu Viele verführen, wenn man sie leben ließe, die Kinder aber sind junge Wölfe, die man erwürgen muß. Die Frauen im Bezirk der untern Loire und der Vendée sind nichts als Ungeheuer. Die Kinder schon haben die Republik verrathen. Die von 13 bis 14 Jahren stehen in Waffen gegen die Republik, die jüngeren dienen als Spione. Mehrere dieser kleinen Verbrecher sind von der Militärcommission gerichtet, verurtheilt und dann zum Tode geführt worden. Was die ehemaligen Priester betrifft, so hat man an der Quintidi zwei und achtzig Stück ersäuft, die andern Verbrecher nicht mitgerechnet. Du siehst, daß ich das Decret, welches sie zur „Deportation“ verurtheilt, ganz genau befolgt habe.“ — Dieser verfluchte Henkersknecht ist noch witzig und macht Wortspiele, wie Sie sehen, und jener schon erwähnte Verwandte Berryer's

zeigte mir ein Papier, es war ein Stück aus den Acten der Nanteser Militärcommission — sie hat auf Carrier's Befehl wirklich Kinder, die noch nicht sieben Jahre alt waren, erschießen lassen. Man kann's nicht mehr bezweifeln. Werden die Demokraten es noch immer wagen, von der Grausamkeit der Könige zu sprechen? Sie haben nichts geschont und ihre schmutzigen Lippen triefen immer noch von der Phrase der Menschlichkeit!

Wie sie die Frauen geschont, das habe ich Ihnen früher geschildert. Priester und Kinder unter sieben Jahren fielen ihren Henkersgelüsten, aber auch das war nicht genug. Nantes sah Wahnsinnige hinrichten — so eine junge schöne Nonne; das Opfer der Brutalität ihres Richters, war sie wahnsinnig geworden, aber das schützte sie nicht vor der Guillotine, man fuhr sie dahin. Die Unglückliche glaubte, sie müsse zu Bett gehen, sie entkleidete sich auf dem Galgenkarren — vom namenlosesten Entsetzen ergriffen schrie die Menge: „Man richtet keine Wahnsinnigen hin!“ Die Gewaltherren aber entgegneten: „Vive la république!“ und das Haupt der Nonne sank unter dem Fallbeil — ein Seitenstück zu den 200 Wahnsinnigen und Irrsinnigen, die man im Bicêtre zu Paris mit Kartätschen niederschoß.

Diese Orgie des Verbrechens, die man Republik nannte, schonte nichts, gar nichts. Priester, Frauen, Kinder, Wahnsinnige, die Republik mordete und schändete Alles, und als ob sie an den Lebenden nicht Genüge habe, so griff sie mit ihren blutigen und schmutzigen Fäusten auch nach den Todten, nach den Leichen. Kein Wort von der scheußlichen Entweihung der Königsgräber von Saint-Denis, von dem verfluchten Hohn, den man mit den Leichen der Herrscher und Herrscherinnen Frankreichs trieb — oh nein, nicht davon, ich will Ihnen nur von einer That der Republik erzählen, die Ihnen anfänglich gewiß klein und unbedeutend erscheinen wird gegen die bodenlose Niederträchtigkeit und die höllische Riesenhaftigkeit anderer Thaten, die aber, je mehr man ihr nachdenkt, an Entsetzen groß wird, die mir das Haar sträubt, weil sie den Republikanern von damals nur nützlich, nichts weiter, nur nützlich erschien. Der Citoyen Pélayrat kaufte die Leichen der Guillotinirten um einen billigen Preis, zog ihnen die Haut ab und gerbte dieselbe wie anderes Leder. — Nun hören Sie, was die „Commission für außerordentliche Landesvertheidigungsmittel" in ihrem Bericht vom 14. August 1793 sagt: „Man gerbt zu Meudon Menschenfell, und das Product läßt weder in Bezug auf Qualität, noch in Bezug auf

Bearbeitung etwas zu wünschen übrig. Es ist bekannt, daß der Bürger Philippe Egalité (d. h. der damalige Herzog von Orleans) Beinkleider von Menschenleder aus dieser Fabrik trägt, wo man nur die besten Leichen der Hingerichteten benutzt. Das Leder, das von Männerfell gemacht wird, ist fester und besser als Ziegenleder; das Leder von Weiberhaut ist geschmeidiger, aber weniger haltbar" u. s. w. — Auf diesen Rapport bekam der Citoyen Pélayrat eine bedeutende Geldsumme zur Unterstützung seiner entsetzlichen Industrie.

Zur selben Zeit schlugen die Jacobiner vor, alle Franzosen, gleichviel ob Royalisten oder Terroristen, Männer oder Frauen, reich oder arm, zu guillotiniren, sobald sie das 60. Jahr erreicht, denn länger brauche Niemand zu leben. Ein anderer Vorschlag der Terroristen war: „das Fleisch der Hingerichteten einzusalzen oder zu mariniren, wenn dasselbe von einer besonders dazu eingesetzten Sanitätscommission für gesund erklärt sei, damit die Aristokraten doch wenigstens in irgend einer Hinsicht, wenn auch erst nach ihrem Tode, der Republik nützlich würden." Man sieht, die Terroristen hatten längst schon den Verstand verloren, als sie am 9. Thermidor auch die Köpfe verlieren mußten.

Man kann sich wohl nur schwer einen Begriff

machen von den Gefühlen, die in jener Zeit die Herzen durchbebten; aber ich begreife, daß ältere Leute — ihre Zahl wird jetzt immer kleiner — die energische und zugleich so rührende und leidenschaftliche Melodie des Réveil du peuple nicht hören können, ohne in Thränen auszubrechen. Wie mag's so herzzerreißenden Klang gehabt haben, wenn die dem Tode Entronnenen nach dem 9. Thermidor sangen:

> Mânes plaintifs de l'innocence,
> Apaisez-vous dans vos tombeaux;
> Le jour tardif de la vengeance
> Fait enfin pâlir nos bourreaux,

oder:

> Oui, nous jurons sur votre tombe
> Oh notre pays malheureux,
> De ne faire qu'une hécatombe
> De ces cannibales affreux!

Das Réveil du peuple ist die einzig richtige Antwort auf die Marseillaise, und es ist zugleich eine würdige Antwort; die Sprache ist nicht weniger schön, aber sie bleibt weit unter der Melodie, die ernst und gewaltig, wie Glockenklang und Trommelschlag im Trauermarsch, dem bacchischen Jauchzen und dem Trompetengeschmetter der Marseillaise entgegentritt. — Ich schließe meinen letzten Brief mit dem siebenten Verse jenes wunderbaren Liedes; er lautet:

Peuple français, peuple de frères,
Peux tu voir, sans frémir d'horreur,
Le crime arborer des bannières
Du carnage et de la terreur?
Tu souffres qu'une horde atroce
Et d'assassins et de brigands
Souille par son souffle féroce
Le territoire des vivants.

Druck von Gustav Bär in Leipzig.

Militairischer Nachlaß

von

Victor Amadäus, Grafen Henckel von Donnersmarck.

Herausgegeben

vom

Major Karl Zabeler.

2 Bände mit Henckel's Portrait und vielen Plänen.

2. Ausg. gr. 8. eleg. brosch. 4 Thaler.

Verlag von Wilhelm Violet in Leipzig.

Schöllh